



Österreichische Exulanten in Franken

Im Jahr 1965 – wir waren noch nicht lang verheiratet – saßen wir gerade beim Mittagessen, als es klingelte, und vor der Haustür unerwartet und unangemeldet der uns bis dahin unbekannte Kaplan Johann Ruhsam aus Oberösterreich stand. Er wollte sich nach den entfernten evangelischen Verwandten umsehen. Viele Jahre vorher, 1926–1943, hatte mein Großvater Georg Rusam im Land der Vorfahren geforscht, die als Exulanten aus Oberösterreich ausgewandert waren und hatte dabei die Verbindung zum katholischen Zweig der Familie, den Ruhsams im Ländlein ob der Enns hergestellt.

Österreich – evangelisch

Österreich war Mitte des 16. Jahrhunderts zu 9/10 ein evangelisches Land. Wie überall in den deutschen Ländern waren auch in Österreich die evangelischen Schriften ins Land gekommen, die Lutherbibel und der Katechismus. Man wollte die deutsche Sprache statt der lateinischen Messe, und man holte lutherische Pfarrer und Prediger, Prädikanten, ins Land.

Schon 1521 predigte im Stephansdom in Wien der evangelische Prediger Paul Speratus, der Dichter des Liedes »Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte; die Werk, die helfen nimmermehr...« Speratus wurde später Hofprediger des Herzogs Albrecht von Brandenburg, der dort die Reformation einführte.

In Österreich schlossen sich überwiegend die Adeligen der Reformation an. Sie hatten die Grundherrschaft und ver-

fügten so auch über den Glauben ihrer Untertanen.

Sicher ging es nicht allein um den Glauben. Vielen ging es vor allem um die Beseitigung von Missständen oder um einen »Kompromisskatholizismus«, etwa um das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Ohrenbeichte.

Um 1570 gehörten 217 Schlösser und Adelssitze, 5 Städte und 81 Märkte evangelischen Herren und Rittern. Kaum ein Adelsgeschlecht gehörte noch der katholischen Kirche an. Alle Prälaten Oberösterreichs waren verheiratet. An die 600 evangelische Pfarrer standen im Amt, teils ehemalige katholische Pfarrer, teils aus Deutschland zugezogene.

1557 berichtete der Gesandte von Venedig: Die österreichischen Lande sind nur noch zu 1/10 katholischen Glaubens.

Die »obersten« Herren, die Habsburger, standen immer im Konflikt mit den Adeligen. Sie waren und blieben immer streng katholisch. Ein Jahrhundert lang schwelten die Konflikte. So war das 16. Jahrhundert eine Zeit der politischen und konfessionellen Kämpfe.

Einerseits wurde unter Kaiser Maximilian II. eine »Christliche Kirchenagenda« geschaffen (1573), die den Evangelischen Freiheiten geben sollte, bestätigt von Matthias (1609). Andererseits erlegte Kaiser Rudolf II. den Adeligen Strafen von 2000 oder 5000 Gulden auf, wenn sie ihre evangelischen Lehrer nicht entlassen wollten (1596). In Niederösterreich wurden 1602 den Protestanten 75 Kirchen weggenommen, in Oberösterreich 60 Kirchen und wurden wieder katholisch gemacht. 1602 erging der kaiserliche Befehl: Wer sich nicht

Inhalt

Artikel

Dr. Reinhard Rusam,
Österreichische Exulanten
in Franken 1

Dr. Volker Schoßwald,
Da war doch was... 7

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 12

Dr. Karl-Heinz Röhlin,
Wer bin ich
– und wenn ja wie viele? 8

Alois Schwarz,
Orchideen und Benzingeruch 10

update

Dr. Wolfgang Kraus,
Theologie gegen Frustration 5

Aussprache

Hans-Joachim Gosner,
Endlich! 10

Martin Fromm,
Entsetzen 11

Hinweis

Beitritte und Austritte 14

Bücher

Dr. Claus Petersen,
Halbfas, Die Bibel für.. 12

Dirk Acksteiner,
Berger, Die Bibelfälscher 13

Johannes Braun,
Bedford-Strohm, Wer's glaubt 14

Ankündigungen

15

zur katholischen Religion bequemen will, muss binnen 3 Monaten seine Güter verkaufen und auswandern. In Hallstadt kam es hierbei zu einem Aufstand der Salzarbeiter, Bergknappen und Bauern, den der Erzbischof 1602 mit 1200 Soldaten niederschlug. Die Rädelsführer wurden hingerichtet und die Häuser der Geflüchteten niedergebrannt.

So schwelten die Konflikte. Im Ganzen jedoch wollten weder Kaiser Rudolf II. (1576-1612) noch Kaiser Matthias (1612-1619) Auswanderung oder blutige Opfer.

Am 9. Juli 1609 unterschrieb Rudolf II. den »Majestätsbrief«, der besagte, dass die protestantischen Ritter und die Städte des Königreichs mitsamt ihren Untertanen (also auch den Bauern) in ihrer Religionsausübung vollkommen frei wären. Sie dürfen Kirchen bauen und Pfarrer einsetzen. Die Konfessionen sollten also frei nebeneinander leben.

Wären die nachfolgenden Herrscher auf diesem Weg geblieben, hätte sich die habsburgische Monarchie vielleicht zu einem paritätischen Staat entwickelt. Vielleicht wäre Österreich heute gleichermaßen ein evangelisch/katholischer Staat.

Dass es anders kam, liegt an der

Gegenreformation:

Kaiser Ferdinand II. (geb. 1578, erzogen von einem Jesuiten, 1590 Erzherzog in Steiermark und Kärnten, 1619-1637 Kaiser) machte es zu seinem Lebenswerk, den Protestantismus zu verdrängen. Als er 1596 volljährig wurde, machte er eine Reise nach Rom, wo er das feierliche Gelöbnis ablegte:

»Lieber über eine Wüste herrschen, lieber Wasser und Brot genießen, mit Weib und Kindern betteln gehen, den Leib in Stücke hauen lassen als die Ketzer dulden.«

Schon 1598 verfügte Ferdinand, damals Erzherzog in Innerösterreich, die Ausweisung aller Prädikanten und Lehrer aus Graz. Sie mussten – unter ihnen der Astronom Kepler – das Land verlassen. 1599 setzte Ferdinand »Reformationskommissionen« ein, die in die Städte und in die entlegenen Täler zogen – mit 500 bis 800 Soldaten – und das Volk vor die Alternative stellten: Katholisch werden oder auswandern. Alle unkatholischen Bücher wurden eingezogen und verbrannt (in Graz waren es 8 Wagen voll, etwa 1000 Stück).

Am 23. Mai 1618 kam es zum »Prager Fenstersturz«, bei dem die Protestanten die Statthalter des Kaisers – nach böhmischer Sitte der Konfliktbereinigung – zum Fenster hinauswarfen. Das war das Signal zum 30jährigen Krieg. Am 8. November 1620 geschah die Schlacht am Weißen Berg bei Prag, in der der evangelische Kurfürst Friedrich von der Pfalz (der »Winterkönig«) unterlag. Das hatte zur Folge, dass die evangelischen Stände dem Kaiser die alleinige Entscheidung in Religionsangelegenheiten, also vor allem die Pfarrstellenbesetzung, überlassen mussten. Nachdem Kaiser Ferdinand den böhmischen Aufstand niedergeschlagen hatte, wandte er sich voll der Gegenreformation in Oberösterreich zu.

Oberösterreich, das »Ländlein ob der Enns«

ist ein Teil Österreichs, der, von Wien her gesehen, donauaufwärts, nach Bayern hin, »ob« der Enns gelegen ist, das Traunviertel, das Hausruckviertel und das Mühlviertel. Von dort und aus dem östlich angrenzenden Teil Niederösterreichs stammen diejenigen, die wir hierzulande, bei uns in Franken, als Nachfahren der ausgewanderten Exulanten kennen.

»Exulanten« sind Verbannte, Vertriebene. Oft nannte man sie einfach die »Ländler« und das Ländlein ob der Enns nannte man das »Landl«.

Am 4. Oktober 1624 erließ Ferdinand das erste kaiserliche Mandat, das mit Trompetenschall im ganzen Land verkündet wurde: Binnen acht Tagen haben sämtliche evangelischen Prediger und Lehrer abzudanken und sofort das Land zu verlassen. 115 Geistliche wurden so vertrieben.

Im ältesten Kirchenbuch in Reichenau lesen wir den Eintrag: »1624 expulsi sunt praedicantes« (1624 sind die Prädikanten vertrieben worden). Durch meinen Großvater Georg Rusam war die Verbindung zu den katholischen Ruhsam in Miesenbach wieder hergestellt worden. Deren Sohn, Kaplan Johann Ruhsam, hatte uns in Ansbach besucht. 1975 lud Johann Ruhsam uns ein, an seiner Amtseinführung als Pfarrer in eben jenem Reichenau teilzunehmen, aus dem 1624 die Prädikanten vertrieben worden waren. Ich nahm mit meiner gesamten fünfköpfigen Familie teil. Das war ein Treffen unter Verwandten nach 300jähriger Unterbrechung, zugleich Ausdruck ökumenischer Verbundenheit.

Zurück zur Gegenreformation: Am 10. Oktober 1625 erließ Ferdinand das Reformationspatent:

Alle evangelischen Pfarrer bleiben »abgeschafft«. Geheimes Lesen von Predigtbüchern und der Besuch von Predigten im Ausland (das »Auslaufen«) ist streng verboten. Jedermann hat bei Strafe dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen. Alle unkatholischen Bücher sind abzuliefern. Allen und jedem wird eine unüberschreitbare Frist bis Ostern 1626 zum Übertritt zur katholischen Religion gesetzt und bis dahin das Recht zur Auswanderung freigelassen. Wer dann noch halsstarrig bleibt, muss das Land räumen, aber 10 % Nachsteuer von seinem Vermögen entrichten. Wer sich bekehrt, hat den Beichtzettel den Kommissionen vorzuweisen. Gegen diejenigen, die nicht beichteten, wird mit Strafe vorgegangen. – Nur der alte Adel durfte bei der Augsburger Konfession verbleiben.

Es wurden sehr viele Leute bestraft, weil sie nicht zur Beichte gingen, mit bis zu 30 fl. Manche brachten falsche Beichtzettel; Strafe 90 fl. Ein Knecht, der sich der Beichte entzogen hatte, wurde noch nach seinem Tod mit 15 fl. aus seinem Vermögen bestraft.

1630 berichtete der venezianische Gesandte: »Die Leute werden mit Soldaten in die Kirche, zur Messe, zur Kommunion getrieben.« Den Unkatholischen wurde das Begräbnis verweigert. Sie mussten im Garten oder irgendwo in der Flur außerhalb des Kirchhofs begraben werden. Auswanderung

Die Bürger aus den Städten und Märkten zogen in andere Städte, nach Regensburg (schon 1626 gab's hier ca. 300 Hausbesitzer aus Oberösterreich), Nürnberg, Ulm, Nördlingen, Weissenburg. Die Menschen aus den Städten hatten es verhältnismäßig leichter als andere. Handwerker können ihr Handwerk auch anderswo ausüben. Händler können auch anderswo handeln. Aber als Bauer braucht man Land.

Ortenburg und Regensburg wurden wichtig Durchgangsorte. Die Ziehenden ließen oft ihre Frau und ihre Kinder zurück, bis sie in Franken oder Schwaben eine neue Heimat gefunden hatten. Schlimm stand es um auswandernde Bauern, für die es um 1632 nicht leicht freie Güter und Höfe gab. So ist es begreiflich, dass mancher sich dem Druck fügte und den katholischen Glauben annahm, um Repressalien zu entgehen. Die Möglichkeit zahlreicher Ansiedlung in der Fremde ergab sich erst, als

die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges das deutsche Land weitgehend entvölkert hatten, um das Jahr 1635. In dieser Zeit begann die Auswanderung der Bauern aus Oberösterreich für zwei bis drei Jahrzehnte.

Unser Vorfahr Adam Rusam, der 1647 ein Gütlein in Schwimmbach gekauft hat – Nr. 256 der Ahnenliste Rusam/Kaeppel –, heiratete am 19.6.1643 auf der Durchreise in Regensburg Susanna Schwendtner. Im Landl war evangelische Heirat nicht möglich gewesen. So konnte anhand des Regensburger Trauregisters der Herkunftsort der Rusams ermittelt werden: Weinzierl in der Pfarrei Leonfelden.

Die Gesamtzahl der quellenmäßig nachzuweisenden Exulanten aus den habsburgischen Ländern in Mittelfranken beträgt ca. 25.770. Wahrscheinlich, aber nicht belegbar ist eine Zahl von 35.000 bis 40.000.

Einwanderungsgebiete

Franken und Schwaben gehörten zu den im Dreißigjährigen Krieg am furchtbarsten heimgesuchten Gebieten.

So berichtet im Jahr 1637 das Stiftsamt St. Gumbertus in Ansbach: Von 421 zum Stift gehörenden Gütern und Höfen sind nur noch 123 übrig. Von den anderen 298 Gütern sind die Bewohner »abgestorben« oder »davongelaufen«. Öde liegen alle Güter in Steinbach, Brodswinden, Claffheim, Deßmannsdorf, Hirschbronn, Unterrottmannsdorf und weiteren.

Ähnlich berichtet das Hofkastenamt über die markgräflichen Höfe und Güter: Von etwa 500 sind nur noch ca. 150 vorhanden. Der meiste Teil der Menschen ist gestorben und verdorben, von beiden Armeen, den Schweden und den Kaiserlichen, »verderbt und vertrieben«. Das war ja die Strategie der Kriegsheere: Die Reiter rückten aus und holten, was das Heer brauchte, aus den Dörfern: Rinder, Kälber, Getreide. Dörfer wurden niedergebrannt. Dem Gegner wurde ein verwüstetes Land hinterlassen. So wird 1633 aus dem Oberamt Stauff berichtet: Im ganzen Oberamt gibt's noch 26 Zugpferde; vor dem Krieg waren's 200. Den Landesherrn und Grundherren konnte es nur recht sein, wenn neue Bewohner in das Land kamen und die verlassen Häuser und Stallungen wieder aufbauten und die verwahrlosten Äcker und Wiesen rodeten. Wer Geld aus seiner Heimat mitbrachte, konnte sich einkaufen; anderen wurde

der Kaufpreis gestundet. Wieder andere konnten einheiraten.

Im Taufbuch der Pfarrei Pfofeld von 1652 ist vermerkt: Das ist »der erste Mensch, der nach dem elenden und betrübten dreißigjährigen Kriegswesen zu Rehebühl geboren, welches zuvor, solange ich hier bin, öd und wüst gelegen, auch wenig Häuser noch gestanden, ist's aber von lauter Ländlern wieder besetzt worden.«

Im Lehrberger Sterberegister ist gesagt: Matthias Zeller, 1649 eingewandert, baute den verwüsteten Sulzerhof bei Gräfenbuch wieder auf. Georg Castner, 1650 eingewandert, ließ sich bei seinem Vater in Gräfenbuch nieder.

Schwerpunkte der Einwanderung waren neben dem Bereich um Ansbach die Stadt Weißenburg, Thalmässing, das Altmühltal um Gunzenhausen, der Hahnenkamm.

Im Oberamt Stauff-Landeck zeigen die Taufmatrikel 1637 bis 1690, dass mehr als die Hälfte aller Kinder in Familien geboren sind, die Exulantenamen tragen. Von ca. 4000 Einwohnern waren 2000 Exulanten.

Die Exulanten haben also wesentlichen Anteil am Wiederaufbau der im Dreißigjährigen Krieg niedergebrannten und verödeten Dörfer in Franken. Vielen kam dabei das Beherrschen der Zimmermannsarbeit zugute. So hat der Zimmerer Hans Steinbauer mehrere Güter in Nehdorf, Leidendorf, Winterschneidbach und Brodswinden in stand gesetzt. Ebenso entwickelte sich die Weberei. Auf den hoch gelegenen Flächen in Oberösterreich gedieh weniger Weizen als vielmehr der Flachs. Die Einwandernden, auch Rusams, wussten mit der Leinenweberei umzugehen.

Woher kamen die Einwandernden? Herkunftsorte

Die Mehrzahl der bei uns Eingewanderten kam aus Oberösterreich, dem Ländlein ob der Enns, aus Orten wie Leonfelden oder Freistadt, aber auch aus Niederösterreich, namentlich dem Waldviertel.

Die Einwanderung geschah nicht wie 100 Jahre später die der Salzburger in großen Scharen. Sie erstreckte sich über einen längeren Zeitraum. Es waren vor allem zwei Wellen nach 1637 und 1655. Auch in den Hauptwanderzeiten waren immer nur kleine Trupps, die sich auf den Weg machten, einzelne Familien, Nachbarn, Verwandte. Sie hatten meist Erkundungen eingezogen und richteten

ihre Reise auf ganz bestimmte Gegenden. Erste Einwanderer aus einem Dorf zogen dann die anderen nach. Erst wanderten die Jungen aus und holten dann die Alten. Oder die Jungen holten ihre Bräute aus der alten Heimat. Auch blieben ein gewisser Verkehr und Verbindungen mit dem Geburtsland aufrecht erhalten.

Beispiel: Grammastetten und Umgebung (nahe Linz) ist Herkunftsort für die Gegend um Ansbach: Flachslanden, Lehrberg, Brodswinden. Nicht wenige kamen auch aus der Landschaft südlich der Donau, von Taufkirchen oder Vöcklabruck. Oberneukirchen im Mühlviertel (nahe Leonfelden) und Zwettl sind Herkunftsorte für viele in der Gegend von Thalmässing.

Aus dem Bereich Leonfelden und Schenkenfelden stammen die Rusams. Unser Großvater ist dem auf die Spur gekommen, indem er in Urfahr – Vorort von Linz, »Auffahrts«-ort ins Mühlviertel – einen Kaufmann fragte (»Fahrten und Forschungen«, S. 5). »Wir nahmen an, daß Geschäftsleute doch mehr als andere von der Welt wüßten. Und wir hatten uns nicht getäuscht. Der schon hochbejahrte Kaufmann Rudolf Ruhsam erklärte uns auf unsere Frage ganz bestimmt: »Die Rusam stammen aus dem Oberland-Mühlviertel – und zwar aus Schenkenfelden!« Es ist ein Streifen an der Grenze zu Böhmen, 2-4 Gehstunden lang und 2 Stunden breit. Die ganze Gegend dort ist die Urheimat unserer Familie.

Bei der Registrierung der einwandernden und der Herkunftsorte gab es natürlich manche dialektbedingten Fehlbezeichnungen und Irrtümer. So bedeutete »Sammarein« den Ort St. Marienkirchen, die »Feichtinger Pfarr« war die Pfarrei St. Veit, »Cremitzer Pfarr« bedeutete Grammastetten, »Anthanam« war Attnang.

Die Namen der Eingewanderten

Die österreichischen Einwanderer in Franken und Schwaben erkennt man heute vielfach noch an ihren Familiennamen (aber nicht in allen Fällen: Es kann sich auch um eine Zuwanderung aus Bayern handeln. Im Großen und Ganzen ist es aber richtig, aus den Namen Schlüsse auf die Herkunft zu ziehen).

Die österreichischen Familiennamen hängen in hohem Maße damit zusammen, dass das alte Österreich weithin

ein Kolonisationsland war und ein gebirgiges Land ist, so das Voralpengebiet mit dem Hausruck, nördlich der Donau das Mühlviertel und das Waldviertel. Sehr viele Namen kommen aus der Landwirtschaft.

Die Gleichheit der Namen zeigt sich sehr deutlich an den Kirchenbüchern, denen in Franken und denen in Österreich, oder auch auf den Friedhöfen. Als wir vor einigen Jahren eine Exkursion nach Oberösterreich machten, fanden viele der Reisegruppe die Namen ihrer Familie auf den Friedhöfen. Als wir einen alten Bauernhof bei Reichenau besichtigten, wurde mir plötzlich gesagt: »Vor Ihnen steht ein Ruhsam!« Verblüffend ist auch oft die Familienähnlichkeit im persönlichen Aussehen. Eine Ansbacher Ärztin, die regelmäßig im Mühlviertel Urlaub machte, sagte mir einmal, ihr falle immer wieder die Ähnlichkeit mit ganz bestimmten Personen in den hiesigen Dörfern auf.

Namen auf -ing oder -inger:

Wer auf vordem unkultivierten Boden angesiedelt war, trug oft den Herkunftsnamen, der dann auf -inger lautete: Käßplinger, Seitzinger, Dollinger -heim und -ham:

Alte Niederlassungen hingen oft mit einem Personennamen zusammen: Hrod – Dorf Ruhsam – Ruesamer, Rusam

-berg: (bergiges Land, viele Bergnamen): Weinberger, Schönberger

-bach: (Namen eines Baches), oft gewandelt in -bächer, -becker, -beck: Wattenbach, Heubeck

-eck (Bergecke, Bergnase): Haberecker, Heidecker

Kogel (Berghöhe): Kugler

Bühl (Anhöhe): Bühler

Stein (Felsen): Steiner, Felsenstein

Leite (Berghang): Leidel

Namen nach Gewässern (See, Brunnen):

Himmelseher, Kaltenbrunner

Wald: Grünwald

Holz: Hölzlein

Hag: Hagen

Bäume: Heinbucher

Aue: Schönauer

Reuten: Reuter, Hochreuter

Acker: Nothacker

Wiese: Wiesner

Garten: Baumgartner

Brücke: Bruckner

Steg: Steger

Unter den von einem Beruf abgeleiteten Namen sind in erster Linie die aus der Landwirtschaft stammenden zu nennen: Bauer: Kammerbauer, Brechtelsbauer, Rosenbauer

Huber/Lehner: Das Wort »Bauer« bezeichnete in alter Zeit den Besitzer eines Vollhofes. »Huber« war der Inhaber eines Halbhofes, einer Hube oder Hufe. Der »Lehner« dagegen hatte ein Gut, das ihm vom Grundherrn gegen bestimmte Abgaben überlassen, also »geliehen« war: Huber, Hübner, Lehner

Die »Maier« waren die Verwalter und Bewirtschafter der Güter und Höfe, meist Großhöfe, die den Grundherren – Fürsten, Adelige, Klöster – für ihren eigenen Bedarf gehörten. Als Exulantenamen sind zu nennen: Angermaier, Hiemaier, Hillermeyer, Obermaier
Nicht-landwirtschaftliche Namen kommen aus der Holzbearbeitung oder Eisenbearbeitung: Drechsler, Wagner, Eyselein

Aus *Personennamen* entstanden: Albrecht, Burkhard, Dürr, Limpert, Nather, Seybold, Stürmer

Reformation und Freiheitsbewegung

Was wir heute über die Reformation und Gegenreformation in Österreich und über die Exulanten sagen können, ist das Ergebnis nicht nur der Geschichts-, sondern einer intensiven Exulantenforschung. Die Exulantenwanderung ist letztlich die Folge einer Freiheitsbewegung der böhmischen und österreichischen Herren, Ritter und Bauern, die zum Dreißigjährigen Krieg geführt hat. Religiöses und politisch/ständisches Freiheitsdenken griffen ineinander und sind miteinander verwoben.

Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, wie es zu diesen Macht- und Glaubenskämpfen kommen konnte.

Die Exulantenforschung hat persönliche Verbindungen zu den katholischen Verwandten in Österreich wieder erstehen lassen. So nicht nur in der Familie Rusam. Es sind Partnerschaften zwischen evangelisch geprägten Dörfern in Franken und katholisch geprägten Dörfern in Österreich entstanden. So waren vor 350 Jahren 26 Personen aus Gresten in Niederösterreich nach Diethofen bei Ansbach eingewandert. Bei einem Besuch im Jahr 2003 haben die Grestener in Diethofen eine Linde aus Niederösterreich eingepflanzt – Ausdruck bleibender Verbundenheit – derer im evangelischen Franken und im katholischen Ober- und Niederösterreich.

*Dr. Reinhard Rusam,
Ansbach*

Literatur:

- Barth, Georg / Bernreuther, Georg: Land um Stauf. Ein Heimatbuch, Nürnberg 1972
Florey, Gerhard: Der Protestantismus im Lande Salzburg, Leipzig 1927
Florey, Gerhard: Geschichte der Leipziger Protestanten und ihrer Emigration 1731/32, Wien-Köln-Graz 1977
Koch, Jakob Ernst: Luther und das Landl. Bilder aus der Geschichte der evangelischen Kirche Oberösterreichs, Leipzig 1931
Krauß, Eberhard: Exulanten aus den habsburgischen Ländern im 17. Jahrhundert, Blätter für fränkische Familienkunde Bd. 34, 2011
Kuhr, Georg: Österreichische Exulanten. Gründe der Auswanderung. Orte der Zuwanderung und Bedeutung für Franken nach dem Dreißigjährigen Krieg, 26. Seminar des Frankensbundes 10.-12. Oktober 1986, Würzburg 1987
Lehnert, Walter / Barth, Georg: Die oberösterreichischen Exulanten im ehemaligen Brandenburg-Ansbachischen Oberamt Stauf-Landeck / Verzeichnis der Exulanten im Bezirk des evang.-luth. Dekanats Thalmässing, Gesellschaft für Familienforschung, Neustadt/Aisch 1962
Rill, Bernd: Böhmen und Mähren. Geschichte im Herzen Mitteleuropas, Bd. 1, Von der Urzeit bis zur Französischen Revolution, Gernsbach 2006
Rusam, Georg: Die Familie Rusam. Fahrten und Forschungen im Lande unserer Ahnen, in: Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 107/108 (1991/92), S. 24-79
Rusam, Georg: Österreichische Exulanten in Franken und Schwaben. Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, hg. vom Verein für bayerische Kirchengeschichte, Neustadt/Aisch, 2.Aufl. 1989

Die neue Adresse der Geschäftsstelle:

Friedrich-List-Str. 5
86 153 Augsburg
Telefon: 0821 56 97 48 - 10,
Fax: 0821 56 97 48 - 11,
e-Mail: info@pfarrerverein.de

Theologie gegen die Frustration

Der Hebräerbrief

update

Den Autor des Hebr kennen wir nicht.¹ Aber eines wissen wir: Er ist gebildet und ein Meister antiker Rhetorik. Davon zeugt seine rhetorisch durchgefällte Schrift: ein Logos Parakleseos, ein »Wort der Zured« (Hebr 13,22).

Die Adressaten des Hebr kennen wir auch nicht. Aber eines wissen wir: Sie sind frustriert in ihrem Glauben. Der Hebr ist eine theologische Rede (vielleicht eine Predigt) gegen die Frustration.

Wo sich die Adressatengemeinde des Hebr-Autors befindet, können wir nur vermuten: In Rom oder irgendwo im Osten des römischen Reiches. Aber eines können wir erkennen: Ihre Lage ist durch innere und äußere Probleme gekennzeichnet. Aus Hebr 10,32-34 und 12,12f geht klar hervor, dass Ermüdung des Glaubens und sozialer Druck ihre Situation kennzeichnen. Nach 12,4f und dessen Kontext scheint es noch keine Märtyrer gegeben zu haben, aber die Situation ist alles andere als befriedigend, und es könnte ein Hinweis darauf sein, dass andere bereits Märtyrer zu beklagen haben.

Wodurch kam diese Situation zustande?

Seit den Untersuchungen von David deSilva² sehen viele die antike Werteordnung von Ehre und Schande (Honor and Shame) im Hintergrund und finden hier eine Erklärung für die Glaubensmüdigkeit. Aber reicht das aus? Welche Bedeutung diese Werteordnung hat und welche Konsequenzen sich daraus ergeben, kann man heute noch in Gesellschaften erkennen, in denen dieser Ehre-Schande-Kodex gilt. Allerdings scheint es fraglich, die Art und Weise der Argumentation des Hebr-Autors allein mit der äußeren Lage der Gemeinde hinreichend erklären zu wollen. Die Frage stellt sich unabweislich: Wenn es primär darum gehen sollte, Gemeindeglieder angesichts öffentlichen Druckes

1 Eine ausführlichere Erörterung der Fragestellungen findet sich in meinem Beitrag: Zu Absicht und Zielsetzung des Hebräerbriefes, KuD 60 (2014), 250-271. Ich verwende im Folgenden Gedanken aus diesem Beitrag.
2 David deSilva, *Despising Shame*; ders., *Perseverance in Gratitude*.

zum Durchhalten zu ermuntern, welche Funktion haben dann die breiten Darlegungen des Hebr über den Hohepriester, Jom ha-Kippurim, Bundesblut, Asche der roten Kuh, neue Diatheke usw.? Dann könnte der Autor ja auch von Hebr 6,20 direkt nach 10,19 übergehen. Niemand würde etwas vermissen. Es muss – das scheint mir zwingend – ein tieferliegendes theologisches Problem gegeben haben, und dies dürfte etwas mit der Hohepriester-Christologie zu tun haben, denn die breiten Ausführungen, die immerhin mehr als drei Kapitel umfassen (7,1-10,18), könnten am besten als Antwort gerade hierauf verstanden werden. Der Hebr hat in der Exegese derzeit Konjunktur, das belegt die Fülle von Arbeiten aus jüngerer Zeit. Dabei wird deutlich:

- Der Hebr polemisiert nicht gegen das zeitgenössische Judentum,³ man kann vielmehr fragen, ob seine Gemeinde sich nicht noch dem Judentum verbunden fühlt (als »jesuanische Juden«).
- Mit der (überholten) alten/ersten Diatheke (Hebr 8,13) ist nicht das Alte Testament gemeint, sondern die aaronitische/levitische Kultordnung.⁴
- In seiner Ekklesiologie knüpft der Hebr direkt an die atl. Heilsgeschichte an: die früheren Glaubenden sollten »nicht ohne uns« vollendet werden (Hebr 11,40).⁵
- Mehrfach spricht der Hebr vom überkommenen Bekenntnis bzw. der überlieferten Verkündigung (2,3; 3,1.14; 4,14; 10,23; 13,7). Was ist damit gemeint? Es geht wohl um die Botschaft von Erniedrigung und Erhöhung Jesu. Der Hebr will dieses urchristliche Bekenntnis erneut seinen Adressaten nahebringen. Sie brauchen das, denn gerade dieses Bekenntnis scheint fraglich geworden zu sein.

3 Anders allerdings Vogel, *Heil des Bundes*.

4 Grundlegend Jörg Frey, *Die alte und die neue diatheke nach dem Hebräerbrief*.

5 Kraus, *Heil für Israel*.

Gibt es eine übergreifende Absicht und Zielsetzung des Hebr-Autors?

Die Frage wird kontrovers diskutiert. War es bei Ernst Käsemann das Motiv des »Wandernden Gottesvolkes« und bei Otto Kuss das »scandalum crucis«, worum es dem Autor vor allem gegangen sein soll, so wird die Frage in der gegenwärtigen Diskussion anders beantwortet:

Nach Hans-Friedrich Weiß ist die Paränese der eigentliche Gipfel- und Zielpunkt des Schreibens. Ihr seien die theologischen Ausführungen als Basis untergeordnet.⁶

Erich Gräber sieht in der »kultischen Neuauslegung des Christusbekenntnisses« die leitende Idee⁷. Ihr Ziel sei eine »parakletische Christologie« (I,26). Die Parusieverzögerung spiele eine wichtige Rolle (I,113.120.155.94).

Für Knut Backhaus stellt das Bundesmotiv die Leitidee dar: Mit ihr werde dem Christentum eine heilsgeschichtliche Legitimation ermöglicht.⁸ Von großer Bedeutung sei die Aufnahme mittelplatonischer Vorstellungen: Damit werde die Sphärendifferenz zwischen Gott und Welt durch Christus als den Mittler überwunden.⁹

Martin Karrer erblickt die theologische Absicht des Hebr in der Etablierung des Christentums als Religion: Eine Religion ohne Kult sei im antiken Kontext undenkbar. Der Hebr liefere hierfür die Basis.¹⁰

Die Beantwortung der Frage nach Absicht und Zielsetzung des Hebr entscheidet sich m.E. am Verständnis von Hebr 8,1-2 und seiner Funktion im Rahmen des ganzen Schreibens.

Das rhetorische Signal *kefalaion de epi tois legomenois* (»worauf es aber ankommt, bei dem Dargelegten«) weist auf den »leitenden Gesichtspunkt der Darlegungen« hin, auf die »Pointe der ganzen Argumentation«.¹¹ Worin besteht die Pointe? Georg Gäbel hat die Funktion von Hebr 8,1-2 so zusammengefasst: »Nachdem Hebr in Kp. 7 den Eidschwur Ps 109,4 (LXX) ausgelegt hatte, verbindet er in Kp. 8 die Hohepriester-Thematik mit der *sessio ad dexteram* nach Ps 109,1 (LXX). In 8,1f kommen die beiden Hauptstränge der Christologie des Hebr

6 Weiß, Hebr, 772.

7 Gräber, Hebr I,27.

8 Backhaus, *Der Neue Bund*.

9 Backhaus, *Der sprechende Gott*.

10 Karrer, *Hebräerbrief*, 493.

11 Gäbel, *Kulttheologie*, 83.

(und die grundlegenden Belegstellen dafür aus der Schrift, Ps 109,1.4 LXX) ausdrücklich zusammen; Hebr lehrt, den zu Gottes rechter Hand inthronisierten Christus des traditionellen Erniedrigungs- und Erhöhungsschemas als den himmlischen Hohepriester zu verstehen. Die traditionelle Christologie und ihre Erhöhungsaussagen werden durch die Hohepriester-Christologie interpretiert.¹² Leitender Gesichtspunkt ist somit die kulttheologische Auslegung des überkommenen Bekenntnisses zu Erniedrigung und Erhöhung Jesu. Was heißt das?

In mehr als drei Kapiteln, Hebr 7,1-10,18, wird in Aufnahme von atl. Motiven und Kontexten Jesus als himmlischer Hohepriester und sein Eingang ins himmlische Allerheiligste dargestellt. Der Autor zieht hierzu ausführlich insbesondere Ex 24, den Bundesschluss am Sinai, und Lev 16, die Überlieferung vom Großen Versöhnungstag, heran.

In Anknüpfung an und Überbietung der atl. Vorbilder wird dafür argumentiert, dass Jesus im Gegensatz zu den bislang immer zu wiederholenden Sühneriten nun ein für allemal und endgültig Sündenvergebung gebracht hat. Die neue Diatheke, die Jesus inauguriert hat, wurde schon bei Jeremia verheißen (Jer 31 / 38 LXX). Deshalb stellt dieser Text die biblische Begründung dafür dar, dass die neue »Verfügung« durch Jesus verwirklicht werden konnte. Man sollte im Hebr den Begriff Diatheke besser nicht mit »Bund« übersetzen, sondern entsprechend dem zeitgenössischen Verständnis mit »Verfügung«.¹³ Beim Rekurs auf Jer 31 (38 LXX) handelt sich um einen Schriftbeweis. Weil Jesus in der »Ordnung« Melchisedeks steht, überragt er die levitische Priesterordnung, denn bereits Abraham, der Stammvater der Leviten, hat durch seine Abgabe des Zehnten an Melchisedek diesen als den Höhergestellten akzeptiert (Hebr 5,1-10).

Durch seinen Eingang in das himmlische Allerheiligste hat Jesus den neuen Weg zu Gott eingeweiht (Hebr 10,19-22). Die Gemeinde ist bereits hinzugetreten zum himmlischen Zion (Hebr 11,22) und darf in Kürze eintreten vor den Thron Gottes. Nur noch eine kleine Weile, dann wird die Vollendung kommen (Hebr 10,37).

¹² Gäbel, Kulttheologie, 240.

¹³ Kraus, Diatheke.

Auf welche Problemlage reagiert eine solche Argumentation?

Hebr 1 beginnt mit Aussagen über die Hoheit Jesu. Nach V.3 hat sich Jesus zur Rechten der Majestät in den Himmeln gesetzt, und V.13 zitiert explizit die Schriftgrundlage Ps 110,1 (109 LXX). Die Aussage stellt geradezu ein Leitmotiv des Hebr dar. Es kehrt mehrfach wieder, neben Hebr 1,3.13 in 8,1; 10,12 und 12,2. Dahinter steht das urchristliche Bekenntnis zur Erhöhung Jesu zur Rechten Gottes (vgl. Röm 8,34). Hebr 2,5-10 führt den Gedanken in Anwendung von Ps 8 auf Jesus fort. Aber, so wird in Hebr 2,8c eingefügt: »Jetzt sehen wir noch nicht, dass ihm alles unterworfen ist«. Das wird in Hebr 10,13 wieder aufgenommen. Die Einsetzung Jesu ist also erfolgt, aber die vollständige Unterwerfung der Feinde steht noch aus; seine eschatologisch umfassende Herrschaft wird noch erwartet (vgl. 1Kor 15,25). Die Verzögerung des endgültigen Heils und dessen gegenwärtige Unanschaulichkeit führen in der Gemeinde zu Zweifeln und Ermüdungserscheinungen. Soziale Ausgrenzung tut ein Übriges (s.o.). Mit der Verzögerung der Vollendung ist die Geltung von Ps 110,1 als Aussage über Jesu Erhöhung problematisch geworden. Das überkommene Bekenntnis steht damit in Frage.

Darauf antwortet der Hebr mit einer Aufnahme von Ps 110,4 (Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks) und einer durchgefeilten Argumentation hin auf Jesus. Jesus ist der Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks (2,17f; 4,14-16; 5,6-10; 7,1-28; 8,1-2).¹⁴ Die Verheißung Jeremias vollzieht sich in seinem Handeln: Er stiftet die neue »Kultordnung« (8,3-13; 10,16-18), die zugleich das Ende alles irdischen Kultes bedeutet. Durch seinen Eingang ins himmlische Heiligtum ist das Heil erwirkt (10,10-18.19-22). Die Gemeinde soll deshalb unverrückt am Bekenntnis festhalten (10,23), denn nur noch eine kleine Zeit wird vergehen, dann wird sich die Vollendung erfüllen (10,25.37). Die Hohepriesterchristologie in Hebr 7-10 hat somit die Aufgabe, die gegenwärtige Relevanz des Heils den Adressaten vor Augen zu stellen. Dabei spielt die irdische Niedrigkeit Jesu im Hebr eine herausgehobene Rolle (2,14.17-

¹⁴ Melchisedek spielt auch in der Begründung des Priestertums in der zeitgenössischen jüdischen Literatur eine herausgehobene Rolle, vgl. z.B. 11Q Melchisedek.

18; 4,14-16; 5,7-8). Jesus wird als der mitfühlende Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks vorgestellt. Er hat den Zugang zum Thron Gottes, den neuen, lebendigen Weg eingeweiht (10,19-20). Er ist als Hohepriester über Gottes Haus gesetzt (10,21). Die Glaubenden können jetzt Gott nahen (10,22). In der noch ausstehenden Zeit sollen sie sich gegenseitig zu tätigem Glauben ermuntern (10,23-25), wohl wissend, dass ‚der Tag‘, d.h. die Vollendung nahe ist (10,25b.37).

Wen kann eine solche Argumentation überzeugen?

Zunächst ist festzuhalten, dass die gesamte Argumentation nichts anderes als »Schriftauslegung« darstellt. Wenn sie überzeugend sein soll, setzt das m.E. voraus, dass die Adressaten dieses hohe Ansehen der Schrift ebenfalls teilten. Sonst hätten sie sich – auch wenn wir nicht wissen können, ob es gelungen ist – davon nicht überzeugen lassen. Die Frage, wen so etwas überzeugen kann, lässt nicht nur an Menschen denken, die fähig sind, den komplizierten Gedankengängen von ihrer Bildung her zu folgen, sondern vor allem an Menschen, die in der Schrift kundig sind. Ob das »jesuanische Juden« waren oder sog. »Gottesfürchtige«, ist kaum zu entscheiden.¹⁵ Jedenfalls werden es durch die jüdische Tradition geprägte Menschen gewesen sein. Die Vorstellung, dass der Brief an eine (römische) Hausgemeinde¹⁶ gerichtet ist, die aus überwiegend in der Schrift gelehrten, jesuanischen Juden besteht, hat etwas Bestechendes.¹⁷

Martin Luther hat den Hebr in seiner Bibelübersetzung aus der Zählung der ntl. Schriften herausgenommen und ihn zusammen mit dem Jakobus- und Judasbrief sowie der Offenbarung des Johannes an den Rand des Kanons gestellt – auch wenn er 1517 eine Vorlesung über ihn gehalten hat. Grund für diese theologische Sachkritik Luthers waren die beiden Stellen Hebr 6,4-8 und

¹⁵ Den Begriff »Judenchristen« sollte man besser vermeiden. Er stellt einen Begriff theologischer Beschreibungssprache dar, der nur bedingt angemessen ist, s. Colpe, Judenchristen.

¹⁶ Knut Backhaus, Auf Ehre und Gewissen! Die Ethik des Hebräerbriefes, in: ders., Der sprechende Gott, 215-238, hier: 216 Fn. 5. Backhaus geht allerdings von einer überwiegend heidenchristlich geprägten Gemeinde aus.

¹⁷ Vgl. dazu ausführlicher Kraus, Heil für Israel: 141-145.

10,26-31, die eine zweite Möglichkeit der Umkehr ablehnen.

Der Hebräer begegnet uns trotz dieser Abwertung Luthers innerhalb des neutestamentlichen Kanons. Sein Zeugnis ist daher mit dem der übrigen Zeugen des NT ins Gespräch zu bringen. Die jüngere Forschung hat gezeigt, dass eine hermeneutische Reflexion seines Kerygmas und ggf. innerbiblische Sachkritik wohl nicht an seinem Verständnis von alter und neuer Diatheeke ansetzen muss. Aber seine Ablehnung einer zweiten Möglichkeit der Umkehr (Hebr 6,4-8; 10,26-31) bleibt als theologische Herausforderung bestehen. Knut Backhaus hat versucht, die Aussagen in ihrer rhetorischen Funktion zu verstehen (als »metus«) und sie damit in ihrer Absolutheit einzuschränken. Dennoch und trotz einer möglichen Kontextualisierung stellen diese Texte einen »harten Knoten« dar.¹⁸ Man kann sie durch Einsicht in die Mittel antiker Rhetorik relativieren.¹⁹ Einer hermeneutisch unreflektierten, biblizistischen Anwendung muss sowohl mit innerbiblischen als auch systematisch-theologischen Argumenten widersprochen werden. Der Hebräer bleibt in seinem Versuch, die Gegenwart des Heils kulttheologisch zu exemplifizieren, ein faszinierendes Beispiel frühchristlichen theologischen Denkens. Und wenn wir genau hinschauen: Seine Ansätze, die gegenwärtige Relevanz des Heils zu betonen und die Parusie nur noch als Offenbarwerden dessen, was von Gott her bereits gilt, zu verstehen, machen ihn im 21. Jh. zu einer außergewöhnlich aktuellen Schrift.

Dr. Wolfgang Kraus,
Saarbrücken

Literaturhinweise:

- Backhaus, Knut, Der Brief an die Hebräer. Übersetzt und erklärt (RNT), Regensburg 2010.
Backhaus, Knut, Der neue Bund und das Werden der Kirche, NTA.NF 29, Münster 1996.
Backhaus, Knut, Der sprechende Gott. Gesammelte Studien zum Hebräerbrief (WUNT 240), Tübingen 2009.
Colpe, Carsten, Das deutsche Wort 'Judenchristen' und ihm entsprechende historische Sachverhalte, in: ders., Das Siegel der Propheten (ANTZ 3), Berlin 2007, 38-58.
DeSilva, David, Despising Shame. Honor Discourse and Community Maintenance in the Epistle to the Hebrews (SBLDS 195), Atlanta 1995.

¹⁸ Der Begriff stammt von Martin Luther aus seiner Vorrede zum Hebräerbrief (1522), WA.DB 7, 344, vgl. Knut Backhaus, Zwei harte Knoten. Todes- und Gerichtsangst im Hebräerbrief, in: ders., Der sprechende Gott, 131-151: 132.

¹⁹ Backhaus, Knoten, 145-150.

- DeSilva, David, Perseverance in Gratitude. A Socio-Rhetorical Commentary on the Epistle to the Hebrews, Grand Rapids (Mi) 2000.
Eisele, Wilfried, Ein unerschütterliches Reich. Die mittelplatonische Umformung des Parusiegedankens im Hebräerbrief (BZNW 116), Berlin 2003.
Frey, Jörg, Die alte und die neue diatheeke nach dem Hebräerbrief, in: F. Avemarie / H. Lichtenberger, Hg., Bund und Tora (WUNT 92), Tübingen 1996, 263-310.
Fuhrmann, Sebastian, Vergeben und Vergessen. Christologie und Neuer Bund im Hebräerbrief (WMANT 113), Neukirchen-Vluyn 2007.
Gäbel, Georg, Die Kulttheologie des Hebräerbriefes. Eine exegetisch-religionsgeschichtliche Studie (WUNT II/212), Tübingen 2006.
Gräber, Erich, An die Hebräer: Hebr 1-6 (EKK XV/1) / Hebr 7,1-10,18 (EKK XVII/2) / Hebr 10,19-13,25 (EKK XV/3), Neukirchen-Vluyn 1990 / 1993 / 1997.
Karrer, Martin, Der Brief an die Hebräer I. Kapitel 1,1-5,10 (ÖTK 20/I), Gütersloh 2002 / Der Brief an die Hebräer II. Kapitel 5,11-13,25 (ÖTK 20/II), Gütersloh 2008.
Karrer, Martin, Der Hebräerbrief, in: M. Ebner / S. Schreiber, Einleitung in das Neue Testament (KStTh), Stuttgart u.a. 2008, 474-495.
Kraus, Wolfgang, Das Heil für Israel und die Völker nach dem Hebräerbrief, in: L. Neubert / M. Tilly, Hg., Der eine Gott und die Völker in eschatologischer Perspektive (BThSt 137), Neukirchen-Vluyn 2013, 113-147.

- Kraus, Wolfgang, Die Rezeption von Jer 38,31-34 (LXX) in Hebräer 8-10 und dessen Funktion in der Argumentation des Hebräerbriefes, in: J. Cook / H.-J. Stipp, Hg., Text-Critical and Hermeneutical Studies in the Septuagint (VT.S 157), Leiden 2012, 447-462.
Kraus, Wolfgang, Die Bedeutung von Diatheeke im Hebräerbrief, in: E. Bons / J. Joosten, The Reception of Septuagint Words (WUNT II.367), Tübingen 2014, 67-83.
Vogel, Manuel, Das Heil des Bundes. Bundestheologie im Frühjudentum und im frühen Christentum (TANZ 18), Tübingen 1996.
Weiß, Hans-Friedrich, Der Hebräerbrief (KEK 13), Göttingen 1991.

Zum Autor:

Dr. Wolfgang Kraus ist Professor für Neues Testament an der Fachrichtung Evangelische Theologie der Universität des Saarlandes. Er wurde 1990 in Erlangen bei Prof. Dr. Jürgen Roloff promoviert und habilitierte sich ebd. 1994 mit einer Arbeit zum Thema Volk Gottes. Er ist Pfarrer im mittelbaren Dienst der ELKB.

Mit diesem Beitrag beenden wir vorläufig unsere Serie »update«. Ich danke Prof. Dr. Wolfgang Kraus, ohne dessen Hilfe die Artikel nie zustande gekommen wären und ebenso danke ich allen Autoren, dass sie sich auf dieses Unternehmen eingelassen haben. Im Lauf des Jahres soll in der EVA ein Band mit den bibelwissenschaftlichen Beiträgen der »updates«, evtl. um einige Beiträge ergänzt, erscheinen.

Da war doch was..

Woran wir uns nicht erinnern sollten...

Das wäre manchem so recht, dass wir uns nicht mehr an das erinnern sollten, was er früher vehement behauptet hat. Manche erinnern sich vielleicht noch an den letzten Irakkrieg und wie er nach dem 11.9.2001 zielgerichtet angesteuert wurde, wie er rein publizistisch unvermeidlich wurde. Es gab einen Grund für den Krieg: die Massenvernichtungsmittel, die Saddam Hussein für seinen großen Krieg gegen die westliche Welt produzierte. Die Suche nach einem lateinischen Titel für diese Zeile ergab, dass meine »causa belli« zwar überzeugend klang, aber nicht belegbar war. Vielleicht fand sich im Lateinischen kein Wort für Kriegsgrund, weil Motive zum Kriegerführen so unergründlich sind? Oder weil genannte

Gründe niemals deckungsgleich mit den Beweggründen sind?

Der Beginn des Irakkrieges 2002 ist oft noch im Gedächtnis, kaum jedoch, dass im Januar vor zehn Jahren die Begründung für diesen Waffengang entfiel: Die USA gaben am 12.1.2005 ihre Suche nach Massenvernichtungswaffen im Irak offiziell auf. Während bei Kriegsbeginn aus Sicht der USA nur die Mitglieder der von Bush konstruierten »Axis of Evil«¹ daran zweifelten, dass Saddam Hussein ABC-Waffen entwickeln ließ²,

¹ Für trockene Alkoholiker, zu denen G.W. Bush zählt, ist ein extremes Schwarz-Weiß-Denken typisch.

² Auch in den UN gab es erhebliche Zweifel, da ihre Beauftragten eben nicht fündig geworden waren – was Bush als deren Unfähigkeit interpretierte. Seinen eigenen

musste drei Jahre nach der dreisten Invasion die Regierung eingestehen, dass sie die Öffentlichkeit belogen hatte – freilich war das uns »Bösen« in Zentral-europa auch schon vor dem Angriff klar und die französische wie die deutsche Regierung³ stellten sich gegen den US-Waffengang.

Lügen und Politik... Es ist lästig, aber erhellend, manchmal an diese Lügen zu erinnern. Zum einen wird dadurch deutlich, dass die Welt diesbezüglich nicht schlechter geworden ist, sondern lediglich schlecht blieb. Zum anderen hält sie uns davon ab, angesichts der Lügen der russischen Regierung im Zusammenhang mit der Ukraine dem Wahn zu verfallen, der Westen sei moralisch besser.

Die Massenvernichtungswaffen wurden nicht deswegen nicht gefunden, weil es sie nicht gab – sie wurden lediglich an der falschen Stelle gesucht; in den USA beispielsweise wäre man fündig geworden. Und die Vereinigten Staaten haben sie sogar schon eingesetzt – im August kommt der 70. Jahrestag.

Wäre eine solche Bewaffnung ein Grund, mit UNO-Truppen in den USA einzumarschieren? George W. Bush war der Meinung, wenn die UNO nicht in den Irak einmarschierte, dann hätte sie ihre Existenzberechtigung verloren. Ein heißes Thema angesichts der heftigen Diskussion um kriegerisches Eingreifen der Bundesrepublik zur Verhinderung von Genoziden...

Lügen und Politik? Ein Thema auch für die Wahrheitsliebe in unserer Kirche⁴. An den neuen Ratsvorsitzenden knüpfen sich Erwartungen – wohl auch die, zu erweisen, dass es bei uns »anders« zugeht und man ein Stück weit neidisch auf die Kirche schaut⁵.

*Dr. Volker Schoßwald,
Schwabach*

Maßstäben stellte er sich allerdings nicht.

³ In Deutschland war Gerhard Schröder Kanzler. Umso irritierender ist sein jetziges Verhalten Putin gegenüber angesichts des Geschachers um die Ukraine.

⁴ Nicht alle, die in der Lage sind, die Wahrheit zu erkennen, haben auch das Rückgrat, für sie einzustehen. In der Kirche pflegen die, die Rückgrat zeigen, erst im Nachhinein gewürdigt zu werden – oft von Leuten, denen ein ähnliches Profil abgeht.

⁵ Freilich wird ein vorbildliches Verhalten, das man einfordert, nicht auch goutiert, wenn es gezeigt wird. Viele »kritische« Kabarettisten demaskieren sich als effekthascherisch, wenn sie bis heute als Gag einbauen, dass Margot Käsman wegen Alkohol am Steuer zurück trat. Sie ignorieren damit dass sie vor fünf Jahren genau jenen Schritt ging, den just jene lästernden Besser-Menschen sonst einklagen.

Wer bin ich – und wenn ja wie viele?

Berufsphasen und Berufsbilder von Pfarrerinnen und Pfarrern

Im Pastoralkolleg orientieren wir uns mit den Kursthemen nicht nur, aber auch an den einzelnen Berufsphasen. Einige Kursthemen im Jahr 2015:

Boxenstopp – Innehalten nach den ersten Dienstjahren

Zweite Halbzeit – Irgendwann ist es soweit.

Was jetzt noch – die letzten Jahre im Amt

Dazu kommt ein Kurs für Pfarrerinnen und Pfarrer auf der Schwelle zum Ruhestand. Gerade Kurse, die sich an der Berufsbiographie orientieren, werden gut angenommen. Meistens dauern die Kurse zwei Wochen. So bleibt viel Zeit für die persönliche Reflexion, für das kollegiale Gespräch und die Klärung durch theologische Impulse.

Die theologischen Impulse beziehen sich unter anderem auf die Ordination. Klaus Raschok, der Neuendettelsauer Professor für Praktische Theologie, spricht in einem Aufsatz von der »Ordination als Lebensarbeit«. Sie ist für ihn nicht nur ein punktuell Ereignis zu Beginn des Pfarrberufes. Die Ordination ist für ihn ein Weg, ein Prozess. Auf den verschiedenen Stufen des Berufes und in den verschiedenen Berufsphasen gilt es immer wieder neu zu entdecken und zu leben, was es konkret bedeutet: »Zum Dienst im Amt der Kirche berufen, gesegnet und gesendet zu sein.« Unse-re Beobachtung in den Kursen ist, dass sich die Berufung und das Berufsverständnis je nach ein Einsatzort, Umfang des Dienstverhältnisses, beruflichen Schwerpunkten und auch dem Lebensalter verändert. Dazu einige Wahrnehmungen.

Die ersten Berufsjahre

Die erste Stelle treten Pfarrerinnen und Pfarrer durchaus mit gemischten Gefühlen an. Einerseits die Vorfriede, endlich eigenständig arbeiten zu können. Der Reiz, Neues auszuprobieren, beflügelt. Die jungen Pfarrerinnen und Pfarrer erleben: Ich werde gebraucht. Andererseits dämpfen auch Befürchtungen und Fragen die Vorfriede, z. B. die Sorge, von der Gemeinde mit Haut und Haaren vereinnahmt zu werden. Gelingt es mir, Dienstliches und Privates

unter einen Hut zu bringen? Gelingt die Balance von Familie und Beruf? Bleibt genügend Zeit für die Pflege von persönlichen Freundschaften und Interessen? Gerade die ersten Berufsjahre sind besonders anstrengend: Jede Predigt, jede Unterrichtsstunde, jede Andacht, jede Kasualansprache muss neu vorbereitet werden. Das braucht Zeit. Auch Verwaltungsvollzüge, Leitungsaufgaben und Bauangelegenheiten sind Neuland. Dazu kommt, dass Kolleginnen und Kollegen Aufgaben in der Familie bewältigen müssen. Gehören Kinder zur Familie, sorgen sie nicht selten für schlaflose Nächte und mancherlei Sorgen. Psychologen bezeichnen die Lebensphase von Anfang dreißig bis Mitte vierzig zu Recht als »Rush Hour des Lebens«.

Im Laufe der ersten Berufsjahre stellt sich eine gewisse Ernüchterung ein. Manche fühlen sich in ihrem Elan ausgebremst. Dass Verwaltung, Organisation, Gremien und Entscheidungsprozesse so viel Zeit kosten, passt für manche nicht in ihr Pfarrerbild. Sie hadern mit der Rolle des »Generalisten« und wären lieber als Spezialist in einem abgegrenzten Arbeitsfeld tätig. Manchmal kommt es in der Gemeinde oder im Kollegenkreis zu Spannungen und Konflikten. Überlastungssituationen bleiben nicht aus. Es kommt zu Grenzerfahrungen der eigenen Möglichkeiten. Aufgabe in dieser Berufsphase ist es, ein realistisches Berufsbild zu entwickeln, das zur eigenen Person, zur Lebenssituation und zum Arbeitsfeld passt. Wenn die Fähigkeit sich abzugrenzen unterentwickelt ist, verringern Spannungen und Überlastungssymptome die Arbeitsfreude. Supervision, geistliche Begleitung und kollegiale Beratung sind gerade in dieser ersten Berufsphase hilfreich.

Die mittlere Berufsphase

Die mittlere Berufsphase, die zweite Halbzeit, beginnt etwa im Alter von 45 Jahren. Genauer müssten wir, um im Bild des Sportes zu bleiben, vom zweiten Drittel sprechen, wie beim Eishockey. Was kennzeichnet diese Berufsphase? Familiär gesehen tritt eine gewisse Entspannung ein. Falls Kinder zur Familie gehören, nabeln sie sich langsam

ab. Unter Umständen steigt der Partner bzw. die Partnerin wieder in ihren Beruf ein. In der mittleren Berufsphase wachsen Sicherheit und Routine. Vieles geht leichter von der Hand. Mit der Routine verbindet sich manchmal ein diffuses Unbehagen. Der Blick zurück auf ersten Berufsjahre zeigt die Grenzen der eigenen Kraft und Ambivalenzen des Pfarrberufes auf. Beim Blick nach vorne erscheinen zwanzig Berufsjahre am Horizont. Will ich das noch zwanzig Jahre machen? Kann ich das noch zwanzig Jahre machen? Manchmal sind gesundheitliche Krisen oder familiäre Krisen zu bewältigen.

»Ordination als Lebensarbeit« stellt hier neue Aufgaben. Wie bleibe ich lebendig im geistlichen Amt? Wo sind für mich Quellen der Inspiration? Wo kann ich auftanken, mich fortbilden? Oft beschäftigt auch die Frage: Die Stelle wechseln oder bleiben? Wenn der Wechsel angestrebt wird, tauchen neue Fragen auf. Möchte ich mich spezialisieren, z. B. in der Seelsorge, im Religionsunterricht oder für eine Leitungsaufgabe? Wann passt der Wechsel mit Blick auf die Familie? Wohin soll die Reise gehen? Die Berufstätigkeit des Partners bzw. der Partnerin ermöglichen oft nicht die Flexibilität, die man selber wünscht. Erfolgt nach langer Überlegung und vielen Gesprächen eine Bewerbung, dann führt das leicht zu neuen Frustrationen. Eher selten klappt es gleich mit der ersten Bewerbung. Diese Enttäuschung muss verarbeitet werden. Selbstzweifel tauchen auf. Mit zunehmendem Alter sinkt auch der Marktwert in den Wahlgremien. Was bedeutet das für meine Berufung in den Pfarrdienst? Klappt der Stellenwechsel, dann zeigt sich, dass die neue Stelle auch keine »Traumstelle«, sondern mit Licht und Schatten verbunden ist.

Zu unserem Kurs »Atem holen« im Juli/August 2014 haben sich, für uns überraschend, gerade Kollegen und Kolleginnen aus der mittleren Berufsphase angemeldet. Oft führt eine Mischung aus dienstlichen und familiären Gründen zur Erschöpfung. Nach unserer Wahrnehmung fördert gerade in dieser Berufsphase das Angebot »Atem holen« die innere Vergewisserung und neue Orientierung

Die Generation 60plus

Ende fünfzig, Anfang sechzig biegen Pfarrer und Pfarrerinnen in die Zielgerade ihres Berufslebens ein. Was soll jetzt noch geschehen? Was will ich noch erreichen? Was rundet sich langsam ab? Viel hängt davon ab, wie es Pfarrerinnen und Pfarrern gesundheitlich geht. Die Besuche bei den Ärzten verschiedener Fachrichtungen nehmen jedenfalls zu. Bei vielen entsteht der Eindruck: Auch in der Kirche gibt es nicht viel Neues unter der Sonne. Es gibt viel Haschen nach Wind. Leuchtfener und Strohfeuer brennen oft nebeneinander. »Die Produktion von kirchlichen Hochglanzbroschüren ist oft indirekt proportional zu ihrer Relevanz«, sagte ein älterer Kollege. Im Laufe der Jahre hat sich viel Erfahrungswissen angesammelt. Kolleginnen und Kollegen schwanken zwischen heiterer Gelassenheit und Anflügen von Resignation.

Und doch sind gerade die letzten acht bis zehn Jahre kostbare Jahre für die Person und für die Gemeinde bzw. das Arbeitsfeld. Die Personalgespräche und die Jahresgespräche sind hier wichtige Wegmarken. Kränkungen, die durch gescheiterte Bewerbungen entstanden sind, können hier bearbeitet werden. Neu Perspektiven sind möglich: Es gibt Entwicklung und Veränderung auch auf der »alten« Stelle. Neue Schwerpunkte können auch im alten Arbeitsfeld gesetzt werden, etwa in zeitlich befristeten Gemeindeprojekten oder Dekanatssebene. Das Interesse an Veränderung beflügelt und motiviert zur persönlichen Weiterentwicklung. Gezielte Fortbildung ist dabei eine wichtige Quelle zur Inspiration. Mit heiterer Gelassenheit und Gottvertrauen im Pfarrberuf alt werden, das ist eine Aufgabe, die zur Ordination als Lebensarbeit dazu gehört.

Auf der Schwelle zum Ruhestand

»Ordination als Lebensarbeit« endet nicht auf der Schwelle zum Ruhestand. Die Ordination, als Berufung und Sendung, gilt weiterhin. Wo kann ich ehrenamtlich meine Gaben einbringen? Wo werde ich gebraucht? Wie sehe ich mich als Pfarrer, Pfarrerin im Ruhestand? Die Rechte und Pflichten aus der Ordination bleiben erhalten, auch wenn keine Dienstverhältnis mehr besteht. In unseren Kursen zeigt sich, dass etwa ein Drittel der Pfarrerinnen und Pfarrer

durchaus bereit sind, auch im Ruhestand Dienste zu übernehmen. Allerdings nicht als Notnagel, der kurzfristig einspringen soll. Die Kompetenz der »jungen Alten« könnte in der Landeskirche durchaus gezielter abgerufen werden. Die gesetzlichen Voraussetzungen sind dafür ja inzwischen gegeben. Sehr deutlich artikulieren Pfarrerinnen und Pfarrer auf der Schwelle zum Ruhestand ihr Interesse an Fortbildung. »Wenn ich schon weiter Dienste übernehme, möchte ich auch weiterhin an den Kursen des Pastoralkollegs teilnehmen« so mehrere Pfarrer in der Feedback-Runde eines Kurses.

Fazit

Das Berufsbild von Pfarrerinnen und Pfarrern wandelt sich im Laufe der Berufsjahre. Nach unseren Beobachtungen differenziert es sich immer weiter aus. Es ist wohl angemessener, von Berufsbildern zu sprechen. Das Lebensalter, die familiäre Situation, Arbeit im Teildienst oder im Volldienst, der regionale Kontext, das konkrete Arbeitsfeld und die kirchliche Großwetterlage wirken auf das Selbstbild von Pfarrerinnen und Pfarrern zurück. Die Frage des Philosophen Richard David Precht: »Wer bin ich und wenn ja wie viele?« passt durchaus zur gegenwärtigen Diskussion um das Berufsbild. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen in einer gewissen Rollenvielfalt leben: Zwischen Zeremonienmeister und Hausmeister, Chefin und Sekretärin, Jugendversteher und Seniorenberater, Predigerin und Immobilienverwalter, Liturgin und Messnerin. Dabei ist es nötig, sich immer wieder neu am Auftrag der Kirche zu orientieren: »Der Auftrag der Kirche, in welchem ihrem Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt, durch Predigt und Sakrament, die Botschaft von der freien Gnade Gottes, auszurichten an alles Volk.« (6. These der Barmer Erklärung)

Wer bin ich? Bei allem Fragen nach der beruflichen Identität ist der persönliche Glaube eine sprudelnde Quelle der Kraft: »Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott« (D. Bonhoeffer)

Dr. Karl-Heinz Röhl, Rektor des Pastoralkollegs, Neuendettelsau

Referat auf der Konferenz der stellvertretenden Dekane und Dekaninnen, Sept. 2014, Hesselberg

Orchideen und Benzingeruch

Tacloban, ein Jahr nach der Flutkatastrophe

Ein wolkenloser Himmel. Unter uns die Inselwelt der Philippinen. Ein Bilderbuch, das nach der Landung der nüchternen Realität weicht. Tacloban – die »schöne Stadt an der Bucht«, die stolze Provinzhauptstadt auf der Insel Leyte, Heimat historischer Bauwerke und zahlreicher Kirchen aus der spanischen Kolonialzeit, die Stadt der Studenten und innovativer junger Entrepreneur – wurde am 8. November 2013 von einer Flutwelle zerstört. Der Taifun Haiyan ist tief im kollektiven Gedächtnis der Menschen festgeschrieben. Dr. Nicolas Ranara, Pfarrer an der evangelischen Kirchengemeinde Tacloban holte uns vom Flughafen ab. Auf der Fahrt vom Flughafen zur evangelischen Kirche fuhren wir durch eine einzige Baustelle. Von der Kirche ist nichts übrig geblieben – die Fluten Haiyans hatten sie mitgerissen. Nichts war sicher vor dieser 7m hohen Welle. Wir stehen vor einem Baugerüst. Jeden Tag kommt Pastor Nicolas auf die Baustelle, freut sich über jeden Fortschritt. Langsam kommt das Leben zurück, erzählt er. Wir machen uns daran, die Stadt zu erkunden. Geschäfte, Restaurants, Straßencafés, Schulen haben wieder geöffnet. Jeder fertiggestellte Straßenabschnitt, jede neu eingeweihte Brücke, jedes neue Klassenzimmer wird in den Medien gefeiert. Schüler und Studenten in ihren Schuluniformen sind unterwegs. In zahlreichen halbfertigen Häusern ziehen Menschen ein, mit Improvisationsgeschick richten sie sich ein. Strom und Telekommunikation funktionieren wieder, wenn auch mit Ausfällen. Die Wasserversorgung bleibt ein Problem. Wir sind bei Pastor Nick zu Hause. Orchideen blühen vor dem Haus, nehmen dem nüchternen Beton seinen Grauton. Wie überall in der Stadt verbreiten sie mit Hibiskus und Rhododendron eine optimistische Stimmung. Benzingeruch liegt über der Stadt. Das hat nicht nur mit dem wucherndem Verkehr zu tun, erklärt Pastor Nicolas. Der Taifun hat Öldepots entwurzelt und in die Stadt gespült: Der üble Nachgeschmack erinnert an das Unheil. Der Jugendleiter, ein Kirchenvorsteher und Mitglieder seiner Gemeinde erwarten uns. Bei Tee und Gebäck hören wir Geschichten. Mutter Anna Reyes: ich habe alles verloren, alles was mir wichtig war, meine

Wohnung gibt es nicht mehr, ich wollte zu meinen Kindern nach Manila, aber nichts mehr funktionierte. Die Fähren haben ihren Dienst eingestellt, die Straßen waren nicht mehr passierbar, zu viel Müll, zu viele Tote. Am schlimmsten war der Hunger ohne die Kirchengemeinde wäre ich verhungert. Ich habe keine Kraft mehr zu Weinen. Da wo ich früher gewohnt habe ist einfach eine Straße gebaut worden. Pastor Nicolas erklärt wie schwierig der Wiederaufbau ist und gleichzeitig wie ungerecht es dabei zugehen kann. Das Grundbuchamt gibt es nicht mehr und wer keine Dokumente vorweisen kann wie etwa einen Mietvertrag, oder Hausbesitz usw, der landet vor Gericht und zieht häufig den Kürzeren. Die Schwachen haben immer das Nachsehen. Die Bürokratie war hoffnungslos überfordert, Regierungsstellen stritten über Zuständigkeiten in der Durchführung der Hilfsmaßnahmen. Nur langsam kam Hilfe, auch von kirchlicher Seite. Einmal haben wir verdorbene Lebensmittel erhalten, erzählt Anna. Zementsäcke und anderes Baumaterial unsachgemäß gelagert erwiesen sich als unbrauchbar als sie auf unsere Baustelle angeliefert wurden, bemängelte Hernandez der Kirchenvorsteher. Abgesehen von einigen Pannen, haben wir dank der Hilfe aus Übersee vielen Menschen helfen können. Vorrangig ist die seelsorgerliche Begleitung der Gemeindeglieder die Angehörige verloren haben, oder immer noch vermissen, erläutert Pastor Nicolas. »Die menschliche Tragödie kann materiell nicht wiedergutmacht werden. Aber wir vertrauen auf Gott und erfahren dabei Hilfe und Gesten der Nächstenliebe von Brüdern und Schwestern auch aus dem fernen Deutschland.« Er arbeitet heute hauptberuflich in seinem früheren Beruf als Lehrer. Die Kirchengemeinde kann ihn nicht mehr bezahlen. Ehrenamtlich versorgt er seine Gemeinde und erlebt dabei viel Zuspruch. »Ich kann meine Gemeinde jetzt nicht im Stich lassen. Wenn alles klappt werden wir Weihnachten in der neuen Kirche feiern.« Das Geld dafür kam von zahlreichen Spendern darunter auch aus Nördlingen.

*Alois Schwarz,
Pfarrer in Nördlingen*

Aussprache

Endlich!

zu: Die nächste PfarrerInnen-Generation und Landlust in Nr. 12/14

Endlich! – Schon öfter habe ich mich gefragt, wie heutzutage das Theologiestudium aussieht, nach dem Bolognaprozess. Endlich bekomme ich einen ersten Einblick, was sich in etwa wie verändert hat. Vor allen Dingen aber schreibt Dr. Knodt über die Generation der Theologiestudierenden und ihren approach – ans Leben, an den Beruf, an die Kirche. Auch hier bin ich fast geneigt zu sagen: Endlich – ich lese von Menschen, die die Kirche als tatsächliche Organisation oder Institution begreifen und erfassen wollen – und nicht nur als dogmatischen Begriff vom Anspruch her wahrnehmen. Ich lese von Fragen, die auch ich mir oft stelle (Vereinbarkeit von Familie und Beruf, das Leben über den Beruf hinaus, Begabungen – die möglicherweise zum Pfarrberuf taugen – aber eben auch anderswo sinnvoll eingesetzt werden können usw.).

Aber es fehlt mir etwas: Wenn die Kirche auch eine Organisation mit einem unternehmerischen Ziel ist – wieso spiegelt sich das anscheinend immer noch nicht im Studium und Ausbildung wider? Wir werden als Pfarrer – in Zusammenarbeit sowohl mit dem Kirchenvorstand als auch mit der Hierarchie der Landeskirche – leitende Personen in einem Unternehmen, das Geld zu verwalten und zunehmend auch zu erwirtschaften hat. Wir sind Chefs – wenn auch oft »nur« von Neben- und Ehrenamtlichen, die auch geführt werden wollen und sollen. Vielleicht schwimmt in meiner Wahrnehmung der Artikel von Dr. Knodt mit dem Artikel »Landlust« von Pfr Löhr – aber hier liegt viel Spezifisches, auch ein für die Zukunft der Kirche wesentliches Potential: ohne Wissen, ohne Theorie,

einfach so aus der Praxis für die Praxis heraus soll gehandelt werden? So recht zufrieden macht mich das nicht, auch wenn ich selbst nicht anders handle bzw handeln kann ... Doch halt: Auf meinem Schreibtisch – nicht nur im Bücherregal – finden sich oft Fachbücher aus der Unternehmensleitung: Konfliktmanagement, Prozessoptimierung (nicht nur in der Verwaltung), Mitarbeiterentwicklung, Organisationsentwicklung, Qualitätsmanagement...: Das alles informiert, berät, bildet nicht nur CEOs weltweit operierender Unternehmen, sondern auch den kleinen Laden um die Ecke, das Start-Up oder den sich selbstständig machenden Handwerker. Warum nicht auch uns von der (weltweiten) Kirche bzw der Kirchengemeinde vor Ort?

Ich vermute den blinden Fleck unserer Theorie am Werk: die Rechtfertigungslehre. Ist es nicht vermessen, diese zu predigen und sich selbst bzw dem Unternehmen, das diesen Anspruch im Munde führt, sich dann explizit Ziele zu setzen? Der Versuch der Selbstrechtfertigung durch die offene Vordertür? Andererseits war ich in der Vikarszeit manchmal entsetzt und manchmal amüsiert, wenn ich älteren Kollegen zuhörte: Da wurde das Spendenaufkommen als Indikator erfolgreicher Arbeit genannt und verglichen. Wie kommt man denn auf so etwas – in einer Kirche, die sich auf der Kritik am Ablass gründet? Hier sah ich die Selbstrechtfertigung durch die Hintertür am Werk – und erkannte, dass ein engagierter Mensch nach Bestätigung sucht. Dachte so bei mir, vielleicht ist es besser, sich dem Problem reflektiert und kommunizierend zu stellen, als es einfach zu verdrängen.

Wieder verschwimmen die beiden genannten Artikel in meiner Wahrnehmung etwas: Pfr Löhr schreibt von innovativer Arbeit auf dem Land. Er nennt ein Gemeindeentwicklungsziel: die Verfünffachung der Kindergottesdienstkinder. Mich freut, dass er ein Ziel hat – und sich traut, es zu nennen. Er bezeichnet das als einen Erfolg, den er hat – und ich könnte Vergleichbares aus meiner Arbeit nennen. Das ist gut und wichtig – aber dennoch plagt mich eine Art innere Unruhe: Auf welchem Hintergrund setzen wir uns solche Ziele? Passt es zusammen, wie Pfr Löhr schreibt – einerseits die Kindergottesdienstarbeit zu entwickeln, wenn gleichzeitig viele Junge (Menschen: Singles? junge Familien? wer genau?) aus der Gemeinde wegziehen? Ist es die Idee

des Pfarrers, die hier verfolgt wird? Des Kirchenvorstandes? Wie passt das mit der Soziologie der Gemeinde zusammen? Wäre z.B. etwas anderes vielleicht nicht naheliegender, aber sinnvoller und erfolgversprechender, mithin langfristig effektiver?

Vielleicht scheinen manchem Leser diese Fragen als Spezialprobleme – unerheblich für die Theoriebildung. Dennoch habe ich aufgemerkt, als mit dem Gehaltszettel im September ein Brief des Landesbischofs kam – und habe umgehend auf der Seite www.berufsbild-pfr.de nach gelesen, um was es geht. Sind die dort genannten Fragen und Probleme – auf die hin es im Korrespondenzblatt erstaunlich still blieb – nicht Fragen genau dieser Art und Qualität: Wie führen wir das Unternehmen Kirche? An welchen Zielen richten wir es aus? Sind die Mittel, die zum Einsatz kommen, zielführend? Arbeiten wir effektiv? Wie wirkt sich das alles auf das Wohlergehen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus?

So finde ich die Frage der Studierenden nach einem Dualen Studium gar nicht so ungewöhnlich, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag: Hineinwachsen in die Fragen des pfarramtlichen Alltags und diese abgleichen mit den Positionen der Theologie – so kann Durchlässigkeit von Studium und Beruf gelingen: zum Besten der Theorie wie auch für die Praxis der Gemeindefarbeit. Schließlich kann das auch – zu Ende gedacht – bedeuten, dass ein aktiver Pfarrer / eine im Beruf stehende Pfarrerin auch während der Lebensarbeitszeit regulär und regelmäßig – gewollt, geplant und von der Landeskirche beabsichtigt – ein Sabbatical an der Hochschule nimmt. Gewinnen würden hier meines Erachtens alle – Landeskirche, Gemeinde und die im Pfarrdienst befindlichen Personen.

*Hans-Joachim Gosner, Pfarrer
in Speichersdorf*

Entsetzen

zu: *Confessio* in Nr. 11/14

Mit Entsetzen habe ich die von Blasphemie tiefenden, sich in menschenverachtendem Antijudaismus ergehenden Auslassungen von Dr. Hanns Lang gelesen. Dem Personalstand entnehme ich, dass es sich bei ihm nicht um einen Pfarrer unserer Landeskirche handelt. Ich vermute, dass er sich theologisch in der Nähe von Claus Petersen oder auch der Tempelgesellschaft verorten würde – wobei mir von beiden vergleichbare

Ausfälle gegen das Alte Testament und den sich in der Geschichte des Volkes Israel in Wort und Werk offenbarenden lebendigen Gott nicht bekannt sind.

Ich frage mich: Sollen wir uns tatsächlich abermals diese abseitige theologische Debatte um das Alte Testament von außen aufzwingen lassen, die eigentlich mit der Verwerfung des altkirchlichen Häretikers Marcion vor bald 1900 Jahren bereits abgeschlossen wurde?

Ich gehe noch weiter: Dürfen wir es überhaupt? Das letzte Mal wurde diese im Wortsinn »unselige« Diskussion im großen Stil geführt nach der Rede des Gauobmanns der Deutschen Christen, Reinhold Krause, im Berliner Sportpalast am 13.11.1933, der die »Befreiung vom Alten Testament mit seiner jüdischen Lohnmoral, von diesen Viehhändler- und Zuhältergeschichten« gefordert hatte (vgl. Lang: »... das Alte Testament mit seinen ungezählten Geschichtsfälschungen ... nie mehr in die Hand ... nehmen«). Selbstverständlich fand auch Krause in der Überlieferung der Evangelien vieles, was abzutragen war, damit »das Wesentliche der Jesuslehre klar und leuchtend« zutage trete (vgl. Lang: »... anzumerken, dass ... das Neue Testament nicht nur die wichtige Lektüre der Kernbotschaft von Jesus ist, sondern auch die Mirakelgeschichten der Evangelisten (und von anderen Autoren) enthält.«). Und natürlich polemisierte Krause gegen die »Pastorenkirche« (vgl. Lang: »Wenn sie sich doch bloß demütig damit abfinden könnten, dass das Volk der Gläubigen genauso gut Gott erfährt, und versteht, wie die leitenden Amtsinhaber, vom Papst bis zum Gemeindediakon.«) Spätestens nach Krauses Sportpalastrede ist alles gesagt und geschrieben worden, was theologisch zu dieser Irrlehre zu sagen und zu schreiben ist – die Debatte ist beendet! Wozu aber der rasende Hass auf das Alte Testament und sein Bundesvolk führen kann, wurde in den Jahren nach 1933 für jedermann und alle Zeit sichtbar.

Zum Selfmade-Jesus des Herrn Lang sei abschließend nur mit der ersten These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 Stellung genommen: »Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.«

*Martin Fromm,
Pfarrer in Rüdenhausen und
Wiesentheid*

Dr. Hanns Lang ist gelernter Jurist und einer der protestantischen Laien, die sich auch in Glaubensfragen eigene Gedanken machen. Seit Jahren empfindet er das Credo in unseren Gottesdiensten als Zumutung an den Verstand. Allein schon, dass es »apostolisch« genannt wird, obwohl es historisch nicht von an Aposteln stammt, begründet seine Zweifel an dessen Glaubwürdigkeit. Lang scheint ein Beispiel für Menschen zu sein, die religiöse Sprache nicht verstehen und die Erfahrungen des Glaubens, die sich in Bibeltexten niederschlagen, als historische Wahrheiten verstehen. So betrachtet bleibt von

diesen Texten nahezu nichts übrig – für Hanns Lang ist auch Wesentliches aus dem NT erledigt.

Für seine Kinder wollte er eine Art »glaubhaftes« Bekenntnis formulieren. Wir haben es gedruckt, nicht zustimmend, sondern als Anregung zur Diskussion. Wir meinten, wenn es unter »Aussprache« gedruckt wird, sei das deutlich – offenbar haben wir uns geirrt und Empörung geweckt. Das tut uns leid. Lang scheint uns ein Beispiel für Menschen (auch) in (!) unseren Gemeinden, die sich einen eigenen Glauben zurechtgelegt haben und die nicht merken oder nicht zur Kenntnis nehmen, dass ihre

Kirche an manchen Stellen anderer Meinung ist. Wenn wir Menschen, denen an Bibeltexten noch so viel liegt, dass sich darüber Gedanken machen, nicht verlieren oder mit dem Widerspruch leben wollen, dass wir anderes predigen als Menschen glauben (wofür auch die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung Beispiele bietet), müssen wir diese Diskussion aufnehmen. Auf Dauer wird der innere Widerspruch zu einer Anfrage an die Glaubwürdigkeit unserer Lehre überhaupt. Die aber liegt uns am Herzen, ebenso natürlich auch, dass wir keinerlei Antisemitismus wollen, wie er bei Lang zu finden ist. Natürlich können wir all diese Menschen auch aus unserer Kirche ausschließen – das wäre das Ende der Volkskirche. Ob die Gemeinde der Überzeugten wirklich die bessere, frömmere Gemeinde ist, wäre dann aber auch zu diskutieren.

Martin Ost

Liebe Leserin, lieber Leser!

Es ist noch gar nicht lang her, dass es in unseren Gemeinden Bibelstunden gab, teilweise in Wohnzimmern irgendwelcher Gemeindeteile. Da traf man nicht nur einen Teil der Gemeinde und erfuhr, wie es Menschen in diesem Ort ging, man redete auch über Abschnitte der Bibel, Pfarrer/in konnte die exegetische Kompetenz einbringen und die Gespräche sorgten oft dafür, dass Wissenschaft geerdet und auf ihre Brauchbarkeit für das Leben mit der Bibel geprüft wurde.

Heute kenne ich in unserem Raum keine Gemeinde, die ein solches Angebot macht, machen kann: Wenn man »Glück« hat, kommen zwei oder drei Menschen. Bibelwochen gibt es da und dort, aber das Publikum gewinnen sie oft listenreich durch den Einsatz und damit die Anwesenheit von Posaunen- oder Kirchenchor. »Die Menschen« arbeiten oder müssen sich erholen oder sind in der Schulsprechstunde oder haben keine Lust – was auch immer. Anderes ist eben wichtiger.

Mir macht das Sorge: Wenn »evangelisch« heißen soll »am Evangelium ausgerichtet«, darf es nicht sein, dass die Kenntnis der biblischen Schriften ab- und die Unfähigkeit, mit ihnen umzugehen, zunimmt. Da kann der »Spiegel« jedes Jahr zu Weihnachten mit »der Wahrheit« über irgendwelche Bibelstellen unsere Gemeindemitglieder sprachlos machen und (scheinbar) Kirche als Lügengebäude entlarven. (Das sagt er so nicht, auch dieser Journalismus versucht, auf Nachfrage zu antworten).

Was unreflektiertes Übertragen biblischer Aussagen auf die die Gegenwart zur Folge haben kann, sehen wir an den Erziehungsprinzipien der »Zwölf Stämme« und wohin unhistorischer Gebrauch von Texten führt an IS oder anderen Radikalen.

Ich würde es niemandem ausreden, die Losung für sich als Mahnung, Ermutigung oder Wegweisung mit in den Tag zu nehmen: Jede/r kann selbst überlegen, ob sich der Tagesvers bewährt oder vielleicht auch eher enttäuscht hat. Wer aber öffentlich seine Auslegung biblischer Texte von sich gibt, wer weitreichende Entscheidungen trifft und meint, dies auf biblischer Grundlage zu tun, muss sich der Methoden der Auslegung bedienen, die wir haben.

Was machen wir mit all den lieben Gemeindemitgliedern, die davon immer weniger wissen und jedem Bericht »wie es wirklich war« hilflos ausgesetzt sind? Was machen wir mit bildungsbürgerlichen Kreisen, die sich wissenschaftliche Methoden aneignen, mit deren Ergebnissen dann aber nicht zurecht kommen? Die »historisch« und »wahr« gleichsetzen und Unhistorisches streichen in der Tradition der Aufklärung in Reinkultur? Da kommt das AT auf eine Art unter die Räder, die an den schlimmsten Antisemitismus erinnert, letztlich bleibt auch vom Evangelium nur eine Ruine. Mag eine Kirche mit Lehramt sich schlechte Bibelkenntnis leisten können – wir Evangelische können es nicht. Nur: Was tun?

Ihr Martin Ost

Das KORRESPONDENZBLATT ist das Blatt seiner Autorinnen und Autoren. Kein Beitrag gibt anderes als deren persönliche Meinung wieder, jeder Beitrag steht zur Diskussion der Leserinnen und Leser. Insbesondere sind die Artikel nicht Meinung des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins oder der Redaktion.

Bücher

Hubertus Halfbas, *Die Bibel für kluge Kinder und ihre Eltern*, Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern 2013, 293 S., 29,99 €.

Ein beileibe nicht nur, aber durchaus auch von seiner äußeren Aufmachung her großartiges Buch. Bei einem ersten Blick ins Inhaltsverzeichnis fällt sofort, fett gedruckt, diese Kapitelüberschrift ins Auge: »Das Evangelium vom Reich Gottes« und gleich darunter: »Reich Gottes – jetzt!« Und schlägt man die entsprechende Seite 192 auf, beginnt der Text mit folgendem Satz: »Jesus vertrat eine Lebensform, die er als »Herrschaft

Gottes« oder »Reich Gottes« verstand. Damit ist keine jenseitige Welt gemeint, kein Himmel, sondern eine Lebensweise in der Welt der Menschen.« Und so wird es dann entfaltet. Jesus lebt das Reich Gottes und lädt dazu ein. »Nicht Wohltätigkeit, sondern Tischgemeinschaft.« »Jesus, Freund der Armen und Kranken.« Die Vaterunser-Bitte »Dein Reich komme« wird korrigiert: »Doch gehört dieses Reich nicht bloß der Zukunft, sondern es ist schon da, »mitten unter uns.« (S. 198) Und zur Abendmahlsperikope Markus 14,22-25 heißt es: »Die Worte, die hier Jesus in den Mund gelegt werden, konnte er zu seinen Lebzeiten nicht sagen. Sie deuten den Tod Jesu aus einer späteren Sicht. Vom »Blut des Bundes« hat Jesus nie gesprochen; das Wort »Bund« war ihm fremd. Auch sprach er anders vom »Reich Gottes«. Hier wird das Reich Gottes bereits ins Jenseits verschoben.« (S. 235)

Hubertus Halbfas' neues Buch bietet nicht nur, farbig hervorgehoben, zentrale biblische Texte dar und kommentiert sie eingehend, sondern rahmt diese darüber hinaus mit eindrucklichen Bildern, vertiefenden, Horizonte öffnenden Zitaten sowie sorgsam aufbereiteten Informationen über Kultur und Geschichte biblischer Zeiten. Es ist ein Buch, es ist eine Bibel, die zum Entdecken einlädt. Hier noch zwei, relativ willkürlich ausgewählte »Kostproben«: »Die Übersetzung der Bibel ins Griechische nennt den Garten Paradies. Aber der Paradiesgarten ist kein Zaubergarten und kein Schlaraffenland. Er muss »bebaut und bewahrt« werden. Obwohl er ein »Gottesgarten« ist, gehört er zur Welt der Menschen. Er ist Symbol dieser einen Welt. Hier sollen alle miteinander in Frieden leben.« (S. 31) »Als Christenheit und Kirche für die Sache der Armen und Unterdrückten keine Anwälte mehr waren, fand Jahwes Wille, wie er von Amos vertreten wurde, jenseits der kirchlichen Welt neue Resonanzböden – im frühen Kommunismus und im Sozialismus.« (S. 120)

Die *ecclesia reformata*, die Kirche, in deren Zentrum nicht mehr die Kreuzes- bzw. Sühnopfertheologie, sondern das Evangelium von Reich Gottes steht, braucht eine »Reich-Gottes-Bibel«, eine »Heilige Schrift«, die sich unter diesem Aspekt erschließt, die dem Betrachter und Leser die Augen öffnet für den Zusammenhang, den der Begriff »Reich Gottes« bezeichnet. »Die Bibel« von Hubertus Halbfas ist ein solches Buch, das erste, das ich kenne. Ich wünsche ihm

ganz, ganz viele Leserinnen und Leser. Möge es den Weg zu einer Reform der Kirche auf der Basis der Reich-Gottes-Botschaft des Jesus von Nazaret weiter ebnen!

Dr. Claus Petersen

Klaus Berger, Die Bibelfälscher, Wie wir um die Wahrheit betrogen werden, 352 S., Pattloch-Verlag, München 2013, Euro 19,99, ISBN 978-3-629-02185-4

»Bibelfälscher«, das sind nach dem gängigen Sprachgebrauch der Medien heutzutage meistens Vertreter der verfassten Kirche, die seit frühester Zeit aus finanziellen oder machtpolitischen Interessen heraus die Wahrheit über Jesus Christus verbogen bzw. verschwiegen haben. Findige Journalisten behaupten dann auf der Grundlage eines vage entzifferten Papyrusfetzchens gegen den gut bezeugten Text des NT, sie wüssten jetzt, wie »es« wirklich war und sie könnten einen von dogmatischen Verzerrungen befreiten Jesus rekonstruieren. In diese Richtung ging und geht im Prinzip auch das Streben der historisch-kritischen Exegese. Doch in seinem neuesten Buch zeigt der emeritierte Neutestamentler Klaus Berger nun, dass viele Exegeten über diesem Anspruch selbst zu »Bibelfälschern« geworden sind – mit fatalen Folgen für die Kirche und den christlichen Glauben: »200 Jahre fleißig und intelligent betriebene Bibelwissenschaft hat eine volkskirchliche Wüste hinterlassen. Zumindest hat sie daran wesentlichen Anteil.« (9) »Der eigentliche Skandal des menschengewordenen, in die Geschichte eintretenden Gottes wurde aus dem kollektiven Bewusstsein gelöscht zugunsten eines sanftmütigen, sandalentragenden Wüstenpredigers mit unerheblichen Alltagsweisheiten.« (80)

Wie ist das möglich? Laut Berger ist die radikale Bibelkritik in weiten Teilen längst selbst zu einer Ideologie geworden, zu »säkularisierter liberaler Religion« (85), die sich durch »ein gefestigtes Zitier-, Berufungs- und Vortragseinladungskartell« (11) fortwährend bestärkt und vor allem deshalb erfolgreich ist, weil sie dem Zeitgeist entspricht. Hatte Albert Schweitzer bereits am Anfang des 20. Jahrhunderts die größten Irrtümer der Leben-Jesu-Forschung entlarvt, versuchte man später im Gefolge Bultmanns zwischen echten und unechten Jesusworten (»Gemeindebildung«) zu unterscheiden – mit dem Ergebnis, dass die Prediger unsicher wurden und für

den Glauben nichts mehr übrig blieb. Nach Dibelius war die Geschichte des frühen Christentums ein »Weg von der Endzeitfixierung zur Bürgerlichkeit« (296). Dort ist mittlerweile die historisch-kritische Exegese selbst angekommen und weist eigene konservative Strukturen auf. Auch ihr aktueller, dritter Anlauf (»third quest«) bleibt mit grundsätzlichen Problemen behaftet. Trotz des wissenschaftlich-rationalistischen Anspruchs werden philosophischen Voraussetzungen, Methoden und erkenntnisleitende Interessen nicht ausreichend reflektiert.

Klaus Berger belegt seine Thesen durch zahlreiche Beispiele, die meist sehr zentrale Themen betreffen (Eschatologie Jesu, Wunderkritik, Passions- und Ostertexte), wobei er seine Gegenposition deutlich profiliert. Nur kurz und auf Nebenschauplätzen wird es für protestantische Leser etwas viel mit den katholischen Wurzeln des Autors, wenn er mit altbekannten Argumenten die Möglichkeit erörtert, die leiblichen Brüder und Schwestern Jesu könnten auch »Vettern und Cousinen« gewesen sein (243).

Statt weit überzogener Kritik sollte dem Bibeltext mehr vertraut werden. Wo man in der Literarkritik kleine Unebenheiten feststellt, müssen nicht gleich große form- und redaktionsgeschichtliche Hypothesen entwickelt werden. Das Denken der biblischen Autoren hat eine eigene Logik, die mit der aristotelischen nicht bruchlos zusammengeht. Und auch der Apostel Paulus war weder ein deutscher Theologieprofessor noch taugt er als »Kronzeuge für einen vermeintlich modernen Protestantismus, der sich als Religion der Freiheit bezeichnet (wobei einkalkuliert wird, dass die Menschen Freiheit im Sinne von »was mir gefällt« oder »König Kunde verstehen) (...) Paulus und Luther verstehen unter Freiheit immer die Freiheit von Sünde, Tod und Teufel. Damit meinen sie die Befreiung des Menschen von der Verurteilung seiner schlechten bzw. unzureichenden Werke. (...)« (220) Schon die zitierten Beispiele zeigen den lebendigen und kurzweiligen Schreibstil, in dem das Buch verfasst ist. Berger kommt zur Sache, wo andere erst einmal 300 Seiten Prolegomena in den Computer tippen. Dennoch arbeitet er theologisch fundiert. Als Kenner der antiken frühchristlichen Schriften ist seine Position ernst zu nehmen und kann nicht einfach mit angeblich mangelnder Sachkenntnis oder dem zum

Beitritte und Austritte 2014

Beitritte 2014

Babel, Michael	Vikar	Schillingsfürst
Barth, Steffen	Vikar	Grünwald
Börstinghaus, Christiane	Pfarrerin	Emskirchen
Braune-Bezold, Hartmut	Pfarrer	Coburg
Breitling, Felix	Pfarrer	Aschaffenburg
Brönner, Ramona	Vikarin	Bayreuth
Brunnmeier-Müller, Claudia	Vikarin	Gangkofen
Burger, Senta-Victoria	Vikarin	Königsbrunn
Ebeling, Claus	Pfarrer	Lichtenau
Fleischmann, Martin	Pfarrer	Guttenberg
Graßmann, Tobias	Vikar	Würzburg
Gürth, Peter	Pfarrer	Burgau
Hamburg, Andreas	Pfarrer	Höchstädt
Hilbert Hegele, Josias	Vikar	Markt Indersdorf
Hoepfner, Martin	Vikar	Engelthal
Holmer, Kornelius	Pfarrer	Zapfendorf
Illner, Julia	Vikarin	Schwaig
Jumel-Rein, Esther	Vikarin	Pocking
Kick, Gerald	Pfarrer	Nürnberg
Kikut, Jacek	Vikar	Erlangen
Kneißl, Franziska	Vikarin	Schwabach
Knötig, Julian	Vikar	Ochsenfurt
Kuchenbauer, Claudia	Pfarrerin	Fürth
Linn, Dr. Victor	Pfarrer	Großmehring
Ludwig, Fabian	Vikar	München
Lungfiel, Christina	Vikarin	Erlangen
Meißner, Christof	Vikar	Stein
Menke, Jana Carina	Vikarin	Uttenreuth
Moßdorf, Jonas	Vikar	Emskirchen
Musiolik, Joachim	Pastor i. R.	Bad Steben
Natzschka, Niko	Pfarrer	Würzburg
Oefe, Martina	Pfarrerin	Dorfen
Oppel, Simone	Vikarin	Pegnitz
Pickart, Stefan	Pfarrer	Gröbenzell
Rodrian, Johanna	Vikarin	Mainburg
Scheibenberger, Kathrin	Vikarin	Heilsbronn
Schiewe, Marita	Pfarrerin	Zirndorf
Schlagbauer, Sabine	Vikarin	Martinsheim
Seeburg, Heiko	Vikar	Eckental-Brand
Staedtler, Daniel	Vikar	Erlangen
Steller, Julia	Vikarin	Ingolstadt
Teille, Christoph	Pfarrer	Weißbrunn
Ullmann, Sigrid	Pfarrerin	Tettau
Völkel, Johanna	Vikarin	Augsburg
Wagner, Sigrun	Vikarin	Mainleus
Wieder, Sebastian	Vikar	Neustadt/Aisch
Wyrobisch, Stefanie	Vikarin	Amberg
Zech, Jörg	Pfarrer	Tettau

Austritte 2014

Fach, Andreas	Pfarrer	Murnau/Staffelsee
Fendler, Michael	Pfarrer	Hermannsburg
Hild, Martin	Pfarrer	Stadtlauringen
Künstner, Karl	Pfarreri.R.	Augsburg
Leßmann, Hans-Joachim	Pfarrer	Ergolding
Lindgren, Lioba	Pfarrerin	München
Loris, Kurt-Reimar	Pfarrer	Neustadt-Fechheim
Rohls, Prof. Dr.Jan	Pfarrer	München
Seuß, Günter	Pfarreri.R.	Pöcking
Siemund-Naumann, Dagmar	Vikarin	Mühldorf a.Inn
Sörensen, Heidi	Oberkirchenrätin i. R.	Augsburg
Zeitler-Lankes, Isolde	Pfarrerin	Eichenau

Ausgeschiedene Mitglieder nach § 5, 1 d der Satzung

Jokisch, Matthias	Pfarrer	Brannenburg
Hoffmann, Elke	Pfarrerin	Bad Seegeberg

billigen Pauschalvorwurf avancierten Fundamentalismus-Stempel vom Tisch gewischt werden. Theologische Vorkenntnisse sind auch für den Leser hilfreich, um an manchen Stellen die Ironie des Autors als solche zu verstehen.

Alles in allem: Klare Leseempfehlung! Selbst wenn Berger nur mit einem Teil seiner sehr plausiblen Argumente Recht hat, bedeutet das dringend notwendige Korrekturen in Arbeit und Selbstverständnis der theologischen Fakultäten wie der kirchlichen Praxis – vgl. z.B. die Diskussion um das neue »Familienpapier« der EKD. »Das Kriterium für die Wahrheit der Botschaft ist immer das Ende. Das gilt zunächst für das Ende der Geschichte Jesu in der Auferstehung, dann für das Ende, das seine Botschaft ins Auge fasst, also das Ende der Geschichte.« (18)

Fehlt dem Buch etwas? Ja: ein Bibelstellenregister.

*Dirk Acksteiner,
Pfarrer in Sonnefeld*

*Heinrich und Jonas Bedford-Strohm,
Wer's glaubt, wird selig, Kreuz Verlag,
ISBN 978-3-451-611-93-3*

Diesen Titel kenne ich als ein Sprichwort, ziemlich angefüllt mit Ironie. Liest man aber das Buch, das Vater und Sohn Bedford-Strohm zu diesem Thema verfasst haben, schwindet die Ironie ganz schnell und der Satz bekommt seinen eigentlichen Sinn: Es ist wirklich so.

Die beiden führen miteinander ein Gespräch über den Glauben, über Gott, Jesus Christus, über die Kirche, über Tod und Leben und andere Themen, die bei jungen Leuten selten angesprochen werden, aber sie doch-bewegen.

Der Sohn, Jonas, der die Anregung zu diesem Buch gab, stellt kritische Fragen, bei denen er auch seine Erfahrungen aus einem Studienaufenthalt in Südafrika einbringt. Der Vater, Heinrich, nimmt sie ganz ernst und beantwortet sie klar und ausführlich. In seinen Antworten gibt unser Landesbischof ein beeindruckendes Zeugnis seines Glaubens, und man versteht auch seine ernste Fröhlichkeit, die er immer wieder an den Tag legt. Die Sprache ist bei beiden auch für Leser und Leserinnen verständlich, die keine theologische Vorbildung haben. Es ist ein wirkliches Glaubensgespräch, wie es wohl sonst zwischen Vater und Sohn sehen vorkommt. Schon darin kann es vorbildlich sein.

Für die Reden von Vater und Sohn gibt es je ein eigenes Schriftbild und dadurch

eine klare Gliederung. Das Buch ist spannend zu lesen und nicht nur jungen Leuten zur Lektüre zu empfehlen. Den beiden Verfassern sei auf diese Weise für ihr Buch herzlich gedankt.

*Johannes Braun, Pfarrer i.R.,
Wörth a.d. Donau*

Schwanberg

■ Kontemplationstag

31. 1. mit Sr. Edith Therese Krug CCR

■ Atem schöpfen und weiterwachsen

– Eine spirituelle biografische Spurensuche für Menschen in geistlichen Berufen

3.2.–6.2. mit Mechthild Messer, Schwanbergpfarrer Harald Vogt

■ Der handelnde Gott

6.2.–8.2. mit Fred Ritzhaupt

■ Widerstand und Ergebung

6.2.–8.2. mit Stefan Sachs

■ Friedensmeditation – Thomas Mer-ton

13.2.–15.2. mit Dr. Thomas Wagner

PPC

■ Miteinander reden und sich verstehen!

21. 1., 18.30 – 20.30 Uhr

Leitung: Christine Truchseß-Sudermann, Dipl. Soz.-Päd., Familienberaterin, Paartherapeutin, Erlangen

Anmeldung: Pastoralpsychologisches Centrum (PPC) Nürnberg, Pilotystr. 15, 90408 Nürnberg, Tel.: 0911/ 352400, ppc@stadtmission-nuernberg.de.

Bayer.

Pfarrbruderschaft

■ »Macht euch nicht der Welt gleich«

Die Barmer Theologische Erklärung und die Gestalt der Kirche heute

12. 1. 2015, 9.30 Uhr – 15.30 Uhr

Ort: Gustav Adolf Gedächtniskirche, Nürnberg Allersberger Strasse 116.

Mit: Prof. Dr. H.G. Ulrich

Im 81. Jahr nach der Bekenntnissynode von Barmen geht die Pfarrbruderschaft, die als Folge von Barmen wenige Monate später als Teil der Bekennenden Kirche entstand, noch einmal auf das Grundthema des »Kirchenkampfes« ein und fragt nach den Konsequenzen für die Kirche von heute.

Kosten: 15.-€ (incl. Mittagsverpflegung und Kaffee)

Anmeldung: Gunther Barth, 90763 Fürth, Kaiserstr. 158, , pfarrbruderschaft@elkb.de

Diakonie.Kolleg:

■ Raum für Sinn – Sinn für Raum: SINN-volle Gestaltung diakonischer Räume

4. 3.

Ort: Nürnberg

Spirituelle Räume verdienen besondere Aufmerksamkeit. Sie erhalten Anregungen, wie Sie mit einfachen Mitteln und wenig Aufwand viel bewirken können

Kosten: 60 € inkl. Imbiss

Referentinnen: Beate Baberske-Krohs, Christine Ursel

■ »Welchen Hut habe ich gerade auf?«

Mehr Klarheit für Ihre Führungsrollen

Coaching-Workshop

17.-18. 3. und 28. 4.

Ort: Rummelsberg

Wir werden uns mit den spannenden Führungssäulen wie zB. unserer eigenen Haltungsqualität, unserem wertebasierten Führungsfundament, mit unserer inneren und äußeren Rollenklarheit sowie mit der Erweiterung unseres Methodensets durch Tools aus dem systemischen Ansatz beschäftigen.

Kosten: 375 € zzgl. Unterkr./ Verpfl.

Referentin: Marita Link

Anmeldung: Diakonie.Kolleg. Bayern. Tel.: 0911

9354-412 info@diakoniekolleg.de

EBZ Hesselberg

■ Wertschätzende Kommunikation

Der Schlüssel für ein aufrichtiges Miteinander im Alltag

4. 2., 19.00 – 21.00 Uhr

Stephan Seibert stellt die Grundzüge der Gewaltfreien Kommunikation vor. Sie ermöglicht Konfliktparteien eine bessere Kommunikation in Teams jeder Art. Keine Vorkenntnisse.

Kosten: 10,00 €, Anmeldung erforderlich.

Leitung: Stephan Seibert

Landfrauentag

■ Demenz – eine Diagnose verändert das Leben

12.02., 09.30 – 15.30 Uhr

Ort: Hesselberghalle, Wassertrüdingen

Mit: Helga Rohra, Vorstandsmitglied der Dachorganisation Alzheimer Europa, selbst an Demenz erkrankt, Heike Mückschel (Angehörigenberatung) über Krankheitsformen, Behandlungsmöglichkeiten und Folgen für den Alltag. Ein Sonderprospekt wird kostenlos zugeschickt.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe & Team

■ Das Johannes-Evangelium

Fortbildung für Lektoren / Prädikanten

20. 2., 18.00 Uhr – 22.2., 13.00 Uhr

Im Johannes-Evangelium geht es um die elementaren menschlichen Sehnsüchte und die Frage, wie diese im Glauben ihre Erfüllung finden. Daneben werden große theologische Themen angesprochen, z. B. die Frage: Was ist Wahrheit?

Referent: Pfr. Dr. Peter Hirschberg, Beauftragter für Ökumene im Evangelisch-Lutherischen Dekanatsbezirk Bayreuth

Anmeldung über das Gottesdienst-Institut, Sperberstraße 70, 90461 Nürnberg, Tel.: 0911 – 4316340

■ Gesund bleiben im Beruf

Für Sekretär/innen im kirchlichen Dienst, Modul 1

24.2., 10.00 Uhr – 25. 2., 15.30 Uhr

In dieser Seminarreihe können Sekretärinnen und Sekretäre ihre persönliche und berufliche Zufriedenheit reflektieren. Die drei Module (Modul 1: 24.02.15 – 25.02.15; Modul 2: 21.04.15 – 22.04.15; Modul 3: 06.10.15 – 07.10.15) widmen sich den Themen: Stress bewältigen, Kraftquellen erspüren und die richtige Lebensbalance finden.

Ein ausführlicher Flyer ist erhältlich, Anmeldung für die gesamte Seminarreihe erforderlich. Vor Beginn des Kurses Zuschuss beim Dienstvorgesetzten erfragen.

Leitung: Walter Engeler, Beatrix Kempe

Ausblick:

■ Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg: Einführung

06.3., 18.00 Uhr – 08.3., 13.00 Uhr

■ Seniorenwoche »voll Lebenslust«

16. 3., 18.00 Uhr – 20. 3., 13.00

Seniorensternfahrt

■ »Christen der Evang.-Luth. Kirche der Ukraine – Leben als Minderheit«

18.03.15, 14.00 – 17.00 Uhr

19.03.15, 14.00 – 17.00 Uhr

Kosten: 8,00 €

Referent: Dekan Uland Spahlinger (Dinkelsbühl)

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

Trauertanzseminar in der Karwoche

■ Durch den Tod zum Leben

01. 4., 18.00 Uhr – 04.4., 13.00 Uhr

Leitung: Christine Anijs-Rupprecht

■ Gesund bleiben im Dienst

Für Pfarrerinnen und Pfarrer

13.04.15 – 15.04.15: Modul 1 (EBZ Hesselberg)

18.05.15 – 20.05.15: Modul 2 (EBZ Pappenheim)

06.07.15 – 08.07.15: Modul 3 (EBZ Hesselberg)

26.10.15 – 28.10.15: Modul 4 (EBZ Pappenheim)

Beginn jeweils: 12.00 Uhr, **Ende:** 19.00 Uhr

Das Seminar bietet eine Gelegenheit, die persönliche Haltung und die berufliche Zufriedenheit zu reflektieren, aber auch Handlungsspielräume zu erweitern. Ausführlicher Flyer erhältlich.

Die Module sind als Reihe konzipiert und können nicht einzeln gebucht werden. Landeskirchlichen Zuschuss vor Beginn des Kurses im Landeskirchenamt; Referat F 2.2. beantragen.

Leitung: Walter Engeler; Beatrix Kempe

Anmeldung: EBZ, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 09854/10-0; Fax: 09854/10-50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Gestorben sind:

Hans PenBel, 90 Jahre, zuletzt in Regensburg St. Matthäus, am 26.10 in Regensburg (Witwe: Gudrun)

Hedda Heckel, geb. Lobisch, 78 Jahre, am 15.11. in Bad Neustadt (Witwer: Freidrich)

Karl Ermann, 103 Jahre, zuletzt in München-Pasing, am 26.11. in Hersbruck

Johannes Meister, 87 Jahre, zuletzt Oberkirchenrat in Bayreuth, am 28.11. in Neuendettelsau (Witwe: Elisabeth)

Gelegenheit zur Mitarbeit in einem zeitlich klar umgrenzten Rahmen. Das Seminar vermittelt, wie Projekte geplant und durchgeführt werden und welche Voraussetzungen es gibt. Die Teilnehmenden erhalten eine Einführung in die Besonderheit der Projektarbeit und in die einzelnen Schritte eines Projektplanungsprozesses.

Kosten: 100 € EZ mit Dusche/WC

Anmeldungen: EBZ Bad Alexandersbad, Markgrafenstr. 34, 95680 Bad Alexandersbad, Tel.: 09232 - 99 39 0 oder info@ebz-alexandersbad.de

Communität Christusbruderschaft Selbitz

■ Atem holen

26.1.-21.2.15

Ort: Selbitz / Oberfranken

Im Rhythmus der Communität Abstand zum Alltag gewinnen, zu sich selbst und zu Gott finden, sich seelisch und auch körperlich regenerieren. Neben Einzelgesprächen besteht auch das gemeinsame Angebot von biblischem Gespräch und Anleitung zum Herzensgebet

Für hauptamtlich Mitarbeitende der ELKB

Leitung: Sr. Barbara Müller, Pfr. Günter Förster
Kosten: UK/Verpflg 1482,- €, Kursgebühr 460 € (Kosten werden nach vorheriger Absprache von der ELKB teilweise übernommen.)

Anmeldung: Tel.: 09280 - 68 50
gaestehaus@christusbruderschaft.de

ABC Bayern

■ 25-Jahr-Feier

7. 2., 14 - 18 Uhr

Ort: Heilig-Geist-Spital Nürnberg
Beginn mit einem Gottesdienst mit Pfarrer Dr. Wolfhart Schlichting, ehem. Mitglied der Landessynode und ehem. Sprecher des ABC Bayern
Im Anschluss Jubiläumsfeier mit einem

Letzte Meldung

»Kalb's Schnitzel«

Neulich beim Metzger

Grußwort von Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, EKD-Ratsvorsitzender, und einer Festrede von Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann (Theologischer Referent im EKD-Zentrum Mission in der Region) zum Thema »Wie die Kirche zu ihrer ›Sache‹ finden kann. Was andere von ihr erwarten und wir ihr das helfen kann«, anschließend Empfang.

Anmeldung: info@abc-bayern.de oder an Pfr. Till Roth, Rosenstr. 2, 96257 Redwitz a.d. Rodach

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Friedrich-List-Str. 5
86 153 Augsburg
Telefon: 0821 56 97 48 -10,
Fax: 0821 - 56 97 48 - 11,
e-Mail: info@pfarrerverein.de

EBZ Bad Alexandersbad

■ Biblische Erzählfiguren bauen und ausprobieren

6.-8.2.

Mit selbstgefertigten Egli-Figuren können biblische (und andere) Geschichten erzählt und dargestellt werden. Jede Figur hat durch die eigene Herstellung eine besondere Ausstrahlung. Wir werden unter der fachkundigen Anleitung von Frau Hager zwei Figuren herstellen.

Kosten: 209 € EZ mit Dusche/WC zzgl. Materialkosten

■ Projekte in Kommune und Kirchengemeinde planen und anschieben

Seminar für Verantwortliche Mitarbeitende in Kirchengemeinde und Kommune
13.-15.03.

Menschen engagieren sich, aber sie zögern, sich langfristig zu verpflichten. Projekte bieten die

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86 153 Augsburg, Telefon: 0821 56 97 48 -10, Fax: - 11, e-Mail: info@pfarrerverein.de